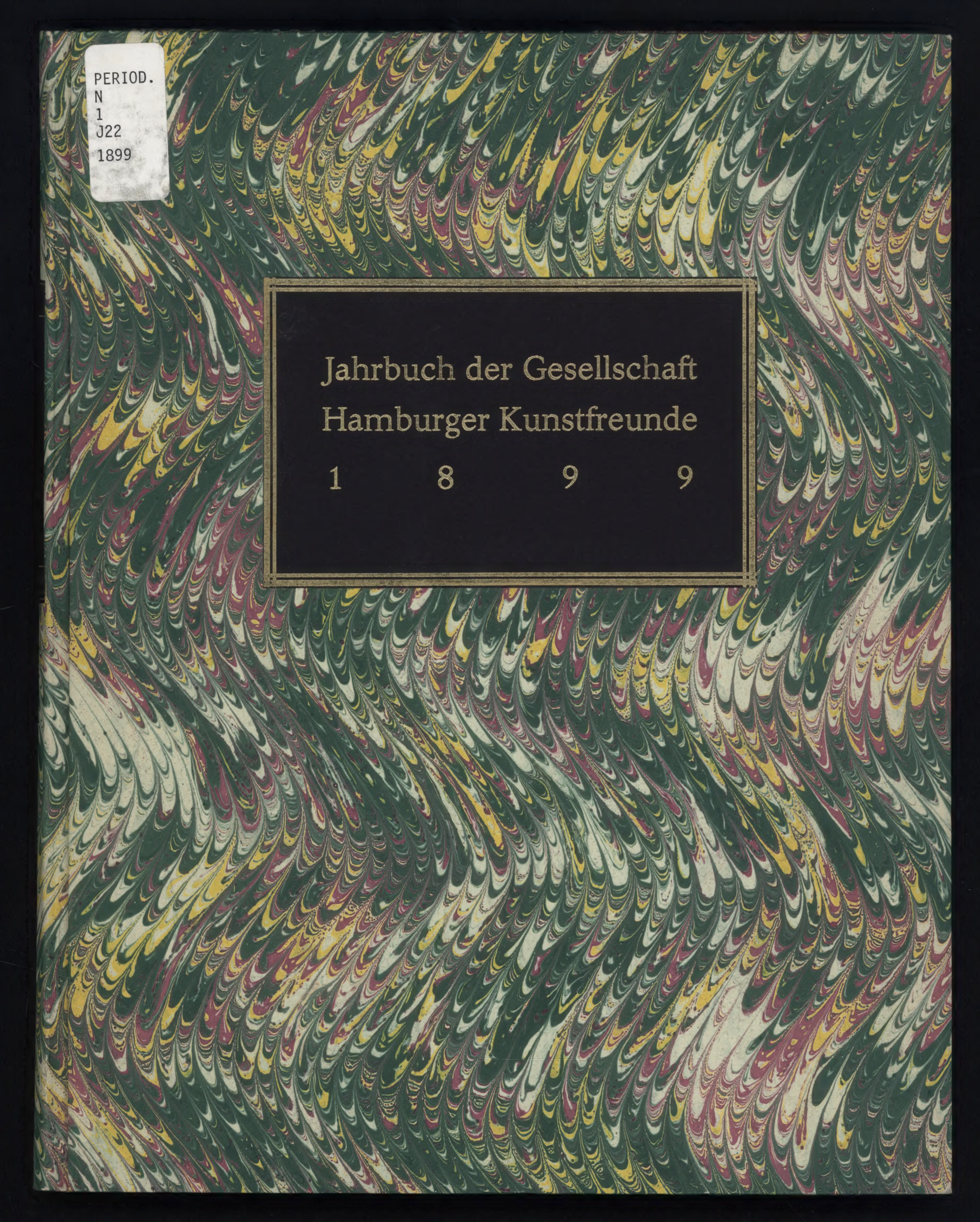
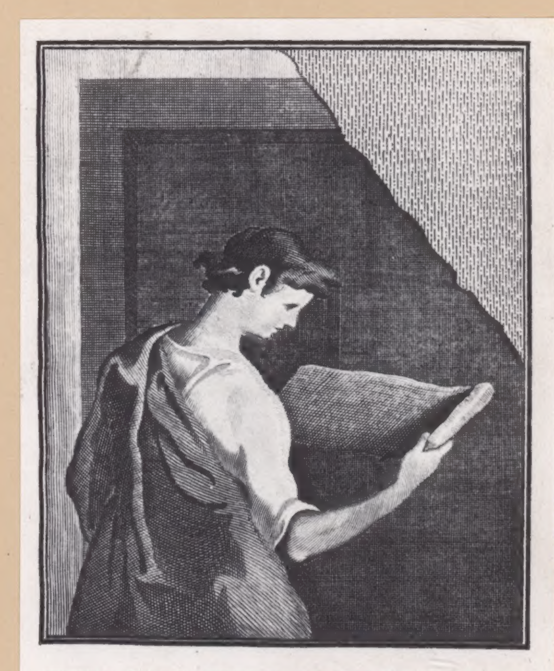
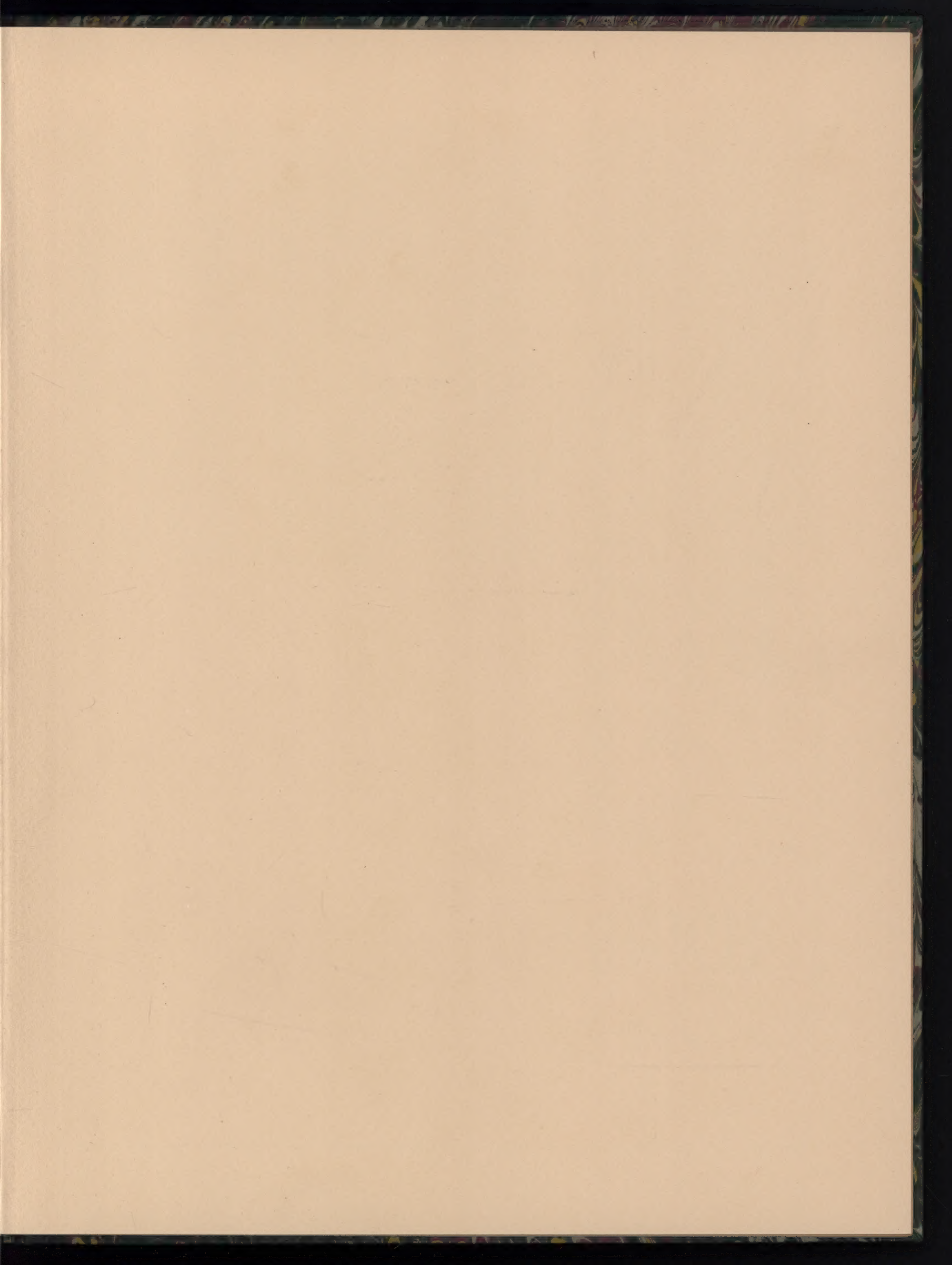
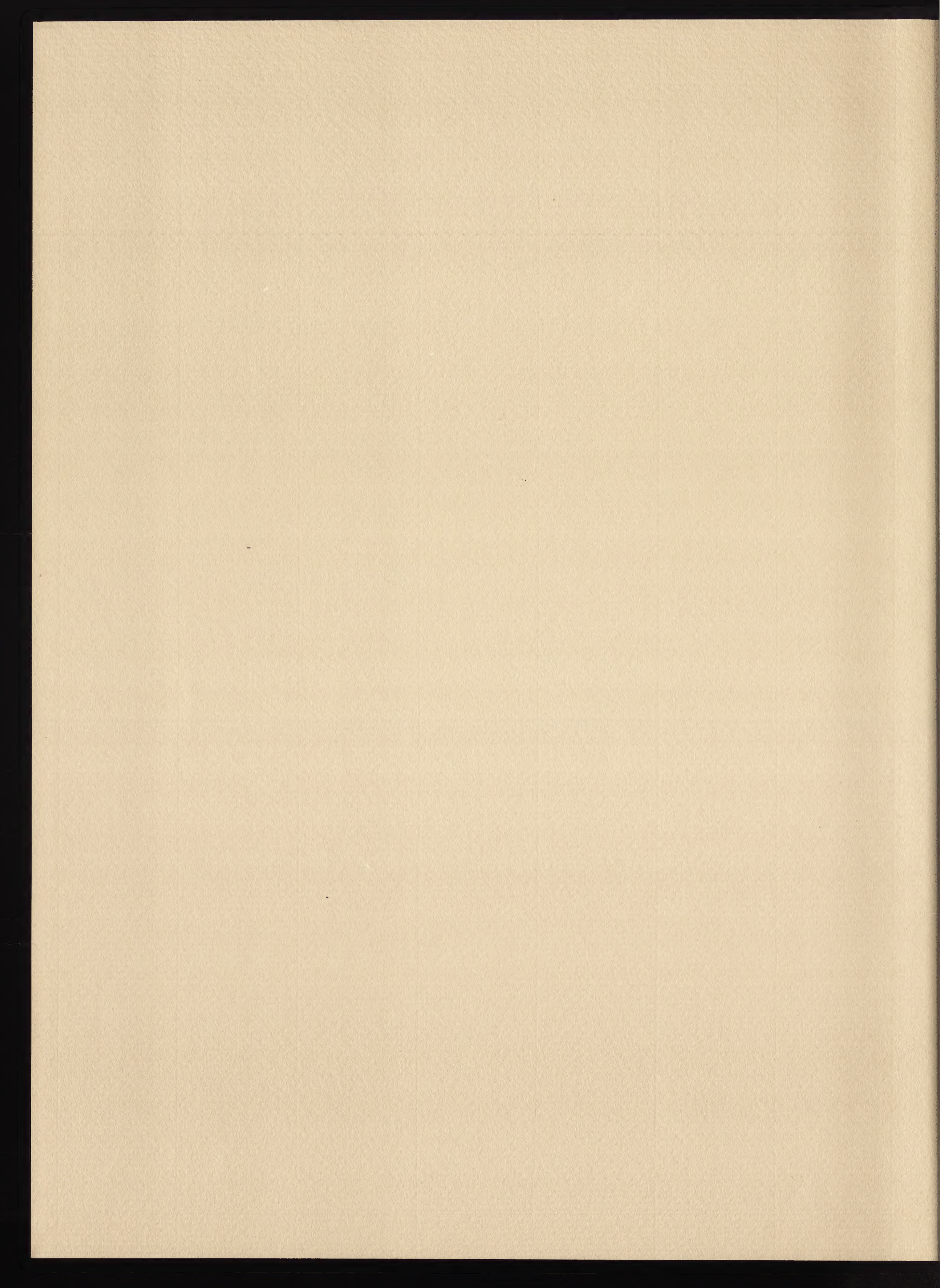


Jahrbuch der Gesellschaft Hamburger Kunstfreunde

1 8 9 9







GESELLSCHAFT



HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

JAHRBUCH DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

V. BAND

HAMBURG 1899
GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF



ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT

EXEMPLAR №. 464



VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Seite





VORWORT

Das Jahrbuch unserer Gesellschaft tritt seinen fünften Jahrgang an. Mit der Zahl der Mitarbeiter ist der Umfang des Gebietes gewachsen, und das Ziel liess sich weiter hinausrücken. Wie in unserer Liebhaberbibliothek die hamburgische Familienlitteratur besonders gepflegt wird, so könnte in Zukunft unser Jahrbuch dazu dienen, für die eigenen Beobachtungen und Erlebnisse der Hamburger daheim und im Auslande einen Sammelpunkt abzugeben.

Als erste Aufzeichnung dieser Art freuen wir uns, Herrn Oskar H. Rupertis auf unseren Wunsch niedergeschriebene Beobachtungen aus seinem Studienjahr in Cambridge wiedergeben zu können. Möge seine sachliche, eindringende Art, aus einem persönlichen Erlebnis ein umfassendes Kulturbild zu schaffen, bei anderen Landsleuten Nachahmung finden. Es gehen so viele Hamburger in die Welt hinaus und haben Gelegenheit zu beobachten

und Erfahrungen zu sammeln, und nur sehr selten kommen sie auf den Gedanken, ihre Erlebnisse zusammenzufassen. Aus zufälligen Gesprächen nur erfährt man, was für kostbares Beobachtungsmaterial durch solche Unterlassung verloren geht. — Auch Herrn Gustav Schieflers Aufsatz darf als der Niederschlag persönlicher Erfahrungen begrüsst werden.

Herrn Senatssekretär Dr. Hagedorn sind wir zu besonderem Dank verpflichtet, dass er die Ergebnisse seiner Forschungen über Meister Francke zusammengefasst hat. Aus dem Manuskript für unser Jahrbuch wurde der Aufsatz im Hamburgischen Correspondenten veröffentlicht. Dasselbe ist über den Aufsatz von Fräulein Marie Hirsch (Adalbert Meinhardt) zu erinnern.

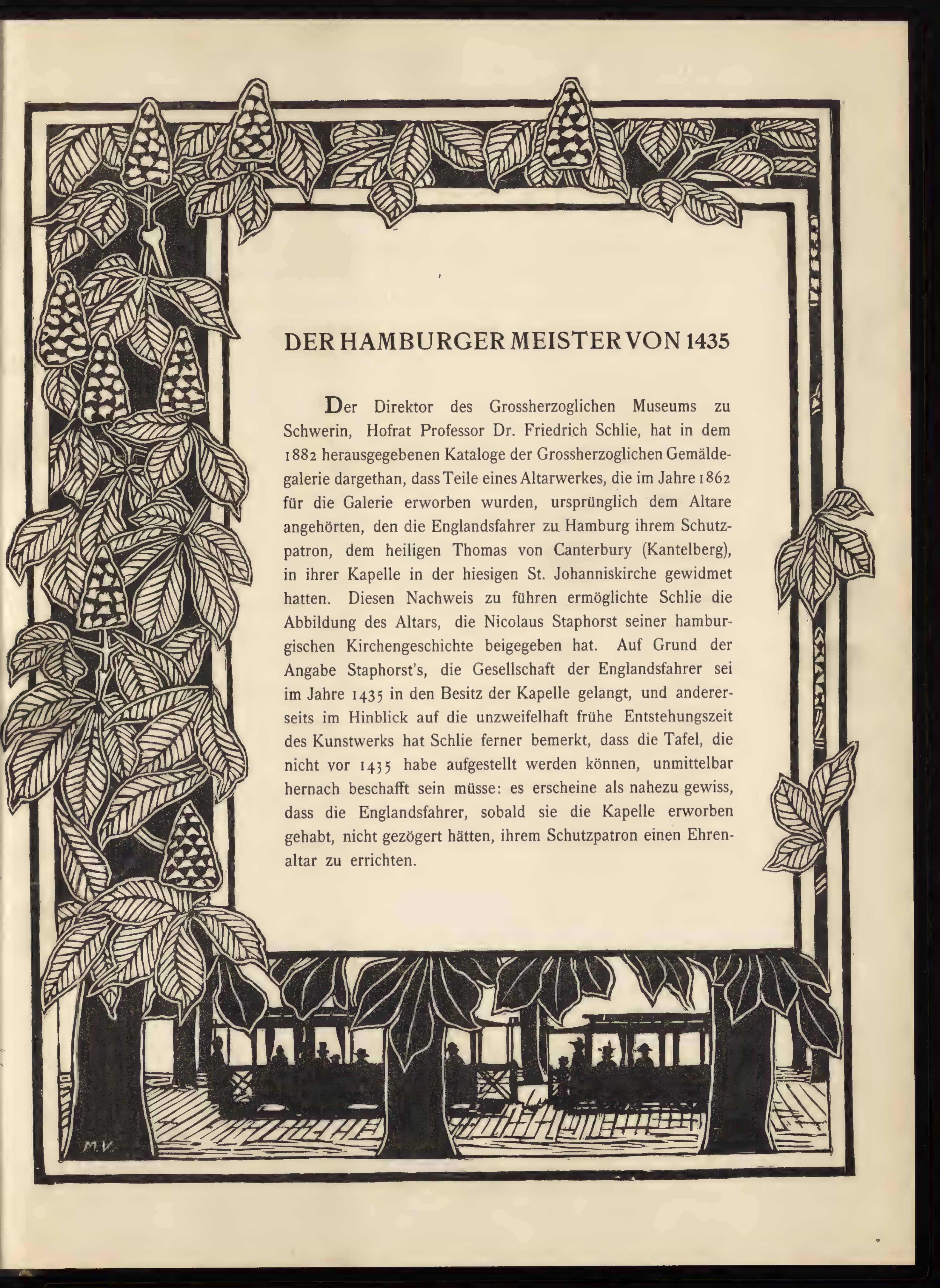
Frau Marie Zacharias und Herr Ed. Lorenz Meyer führen die in den letzten Jahrbüchern begonnenen Besprechungen unserer alten heimischen Bauweise weiter (vergl. »Haus und Heimat«) und erläutern ihre Anmerkungen durch Aufnahmen älterer hamburgischer Bauwerke. Fräulein Kortmann hat in dankenswerter Bereitwilligkeit für diesen Teil einige Aufnahmen beigesteuert.

Das Gespräch mit Kindern über Meister Franckes Christus ist in derselben Weise entstanden wie die »Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken« und ist für den zweiten Band dieses Werkes bestimmt, der die alte Kunst behandeln soll.

Die Herstellung der Holzschnitte, an der sich verschiedene Hände beteiligten, unterstand auch dieses Jahr der Leitung von Frau Dr. Engel-Reimers.

ALFRED LICHTWARK





DER HAMBURGER MEISTER VON 1435

Der Direktor des Grossherzoglichen Museums zu Schwerin, Hofrat Professor Dr. Friedrich Schlie, hat in dem 1882 herausgegebenen Kataloge der Grossherzoglichen Gemäldegalerie dargethan, dass Teile eines Altarwerkes, die im Jahre 1862 für die Galerie erworben wurden, ursprünglich dem Altare angehörten, den die Englandsfahrer zu Hamburg ihrem Schutzpatron, dem heiligen Thomas von Canterbury (Kantelberg), in ihrer Kapelle in der hiesigen St. Johanniskirche gewidmet hatten. Diesen Nachweis zu führen ermöglichte Schlie die Abbildung des Altars, die Nicolaus Staphorst seiner hamburgischen Kirchengeschichte beigegeben hat. Auf Grund der Angabe Staphorst's, die Gesellschaft der Englandsfahrer sei im Jahre 1435 in den Besitz der Kapelle gelangt, und andererseits im Hinblick auf die unzweifelhaft frühe Entstehungszeit des Kunstwerks hat Schlie ferner bemerkt, dass die Tafel, die nicht vor 1435 habe aufgestellt werden können, unmittelbar hernach beschafft sein müsse: es erscheine als nahezu gewiss, dass die Englandsfahrer, sobald sie die Kapelle erworben gehabt, nicht gezögert hätten, ihrem Schutzpatron einen Ehrenaltar zu errichten.

Durch die schöne Veröffentlichung über den Thomasaltar, zu der Schlie im Jahre 1897 mit Johannes Nöhring in Lübeck sich vereinigte, ist dann der Künstler, dem Schlie ausser diesem Altare das früher in der hiesigen St. Petri-Kirche, jetzt in der Kunsthalle befindliche Gemälde »Christus als Schmerzensmann«, sowie ein gleiches Bild im Museum zu Leipzig zuschreibt, als »Der Hamburger Meister von 1435« in die Kunstgeschichte eingeführt worden.*)

Alfred Lichtwark hat in seinem unlängst erschienenen monumentalen Werke »Das Bildnis in Hamburg« des Künstlers Erwähnung gethan (Bd. I S. 73 ff.). Er hat zugleich die Vermutung geäussert und näher begründet, dass auch die beiden aus der Kirche des Marien Magdalenen-Klosters uns erhaltenen Idealbildnisse Adolphs IV. von Schauenburg, des Siegers von Bornhöved, von denen das eine den Grafen in voller Rüstung und das andere ihn als Mönch im Sarge darstellt, sowie der Beischlagpfosten in der Sammlung hamburgischer Altertümer mit St. Georg als Drachentöter von dem Künstler herrühren. Lichtwark fügt hinzu: »So bedeutende Werke, wie die des uns mit Namen noch nicht bekannten grossen Meisters aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, scheinen (in der zweiten) nicht mehr bei uns entstanden zu sein.«

Der Name des Künstlers lässt sich nennen: es ist Meister Francke, mit dem die Älterleute der Englandsfahrer Borchert Bennyn und Matthias Schyphouwer am 4. Dezember 1424 den Kontrakt über die Anfertigung des Altarbildes abgeschlossen haben.

In dem Archiv der Englandsfahrer, dessen Besitz das Staatsarchiv Herrn Johannes Amsinck verdankt, befindet sich nämlich ein stattlicher Foliant, welchen im Jahre 1541 der Bauvorsteher der Gesellschaft, Peter Hestebarch, angelegt hat. Darin ist unmittelbar nach der Vorrede die folgende Eintragung enthalten:

Van der taffellen uppem altare in der capellen tho sunte Johannes.

Szy witlick idermenlickem, wath standes wesendes edder condition dhe szyn, dath befunden warth nha vormeldinge eyner tzarter in der lade lygghendhe, uppgherichtet anno 1424 des mandaghes vor sunte Niclawes dorch de ersamen

*) Der Hamburger Meister vom Jahre 1435, in elf Lichtdrucktafeln herausgegeben von Johannes Nöhring. Mit kunstgeschichtlichen Erörterungen von Hofrat Prof. Dr. Friedr. Schlie, Grossherzogl. Museumsdirektor in Schwerin i. M. Lichtdruck und Verlag von Joh. Nöhring, Lübeck.

unde vorsichtighen Borcherth Bennyn unde Matthyas Schyphouwer, olderlude der Enghelandesvarer gezelschopp, myth mester Francken umme eyne taffell, de noch hutighes dages stath tho sunte Johannes in der Enghelandesvarer capellen in der sudher syden, welcker taffell ungheverlick ghekosteth hebbe hunderth marck Lubesch der munthe do, der upgemelthen gheselschopp egentlyck belanghende etc.

Ausser der vorstehenden Notiz enthält das Buch viele andere Aufzeichnungen, die für die Geschichte der Gesellschaft von Interesse sind, Nachrichten über ihre Stiftung und ihren Grundbesitz, Abrechnungen über die Verwaltung des Bauwesens, Mitgliederverzeichnisse und Inventare über die Urkunden sowie über das Silber- und Hausgerät der Gesellschaft, nicht aber auch eine vollständige Abschrift des Vertrages mit Meister Francke über die Lieferung des Thomasaltars. Das Dokument, das im Jahre 1541 noch in der Urkundenlade sich befand, ist leider verloren gegangen. Als im Jahre 1856 Herr Johannes Amsinck die älteren Archivalien der Gesellschaft dem Staatsarchiv zur ferneren Aufbewahrung überwies, war jener Kontrakt nicht mehr vorhanden. Nähere Angaben über die für die Ausführung des Werkes getroffenen Bestimmungen lassen sich demnach nicht machen. Gemalt hat der Meister seine Bilder, wie der Augenschein lehrt, auf kerniges Eichenholz. Er ist also der Rolle für das Hamburger Maleramt von 1375 nachgekommen, die vorschrieb, dass die Maler für ihre Bilder gutes Eichenholz oder Birnbaumholz oder Holz vom Wallnussbaum verwenden sollten.

Alle Bemühungen, über die Persönlichkeit des Künstlers und dessen Thätigkeit weitere Mitteilungen im hiesigen Staatsarchiv aufzufinden, sind bisher vergeblich gewesen. Wären die Kämmereirechnungen für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts vollständig vorhanden, so dürfte man gewiss mit Recht erwarten, darin Zahlungen zu begegnen, die für Arbeiten von Meister Francke geleistet sind. Aber die Rechnungen sind uns für diese Zeit nur in dürftigen Auszügen erhalten. Ebensowenig ist es bisher gelungen, in den Stadtbüchern, in den Testamenten und in anderen in Betracht kommenden Archivalien seinen Namen zu ermitteln. Da er Meister war, so wird er ein Haus besessen haben; vielleicht liefern daher die Stadt-Erbe- und Rentebücher noch eine Notiz über ihn. Es erscheint nicht ausgeschlossen, dass ein gelegentlicher glücklicher Fund uns später über die Persönlichkeit und andere Arbeiten des Meisters noch nähere Kunde giebt.

Dass die Englandsfahrer-Gesellschaft schon gegen Ende des Jahres 1424 den Thomasaltar in Auftrag gegeben hat, während sie erst am 28. September 1436 —nicht im Jahre 1435, wie Staphorst berichtet, — die Kapelle in der St. Johanniskirche überwiesen erhielt, mag auffällig erscheinen. Indessen die Beschaffung des Altarbildes konnte sehr wohl erfolgen, bevor noch die Gesellschaft in einer der hiesigen Kirchen eine Stätte für ihre Gottesdienste fest erworben hatte. Vielleicht hat sich auch die Erwerbung der Kapelle in der Johanniskirche dadurch verzögert, dass die Kirche in jener Zeit durch eine Feuersbrunst heimgesucht ward, wie Karl Koppmann in dem in Gemeinschaft mit C. F. Gaedechens und Martin Gensler veröffentlichten Werke über das St. Johannis-Kloster in Hamburg, S. 43 (herausgegeben von der Bürgermeister Kellinghusen's Stiftung, 1884), ausgeführt hat. Übrigens ist an dieser Stelle auf Grund der oben mitgeteilten Aufzeichnung von Koppmann erwähnt worden, die Englandsfahrer hätten am 4. Dezember 1424 mit der Anfertigung der Tafel, die sich in ihrer Kapelle befand, den Meister Francke beauftragt, ohne dass jedoch diese Nachricht mit den damals im Schweriner Museum vorhandenen Überresten des Altars in Verbindung gebracht ward.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es noch nicht üblich, dass ein Maler seine Bilder mit einer Marke versah und dadurch als sein Werk kenntlich machte. Es ist daher nicht anzunehmen, dass die Buchstaben, die man auf der die Auferstehung Christi darstellenden Tafel auf den Gürteln der Wächter des Grabes erblickt, — die Buchstaben K B lassen sich erkennen, — eine Beziehung auf den Namen des Künstlers enthalten. Sie sollen vielmehr ersichtlich lediglich zum Schmuck dienen. Auch auf dem Bilde »Die Geisselung Christi« erscheint das Gewand des Hohenpriesters Kaiphas am Halsausschnitt in gleicher Weise verziert. Ebensowenig wird der Wappenschild mit einem Hute, der auf dem letztgedachten Bilde an dem Baldachin des Stuhles befestigt ist, auf dem Pilatus Platz genommen hat und der Geisselung zuschaut, dem Künstler angehören. Man könnte daran denken, es sei das Wappen eines der beiden Älterleute der Englandsfahrer, die den Meister Francke mit der Anfertigung des Altarschreines betrauten. Indessen das Wappen der Familie Bennyn ist uns noch nicht bekannt; die Familie Schyphouwer führte ein anderes, als das dargestellte. Im Mittelalter galt der Hut als ein Symbol der Hoheit und der obrigkeitlichen Stellung. Vielleicht ist der Wappenschild mit dem Hute nur in diesem Sinne an dem Richterstuhle des Pilatus angebracht worden.

Der Betrag von 100 Mark Lübisch, den die Englandsfahrer-Gesellschaft für den Thomasaltar verausgabt hat, erscheint uns gering; er stellt jedoch für jene Zeit eine nicht unerhebliche Summe dar. Der Silberwert der lübischen Mark war nämlich im Jahre 1424 mehr als viereinhalb so hoch, als der der späteren Courant-Mark. Die Summe von 100 Mark von 1424 entspricht daher rund 500 Mark in heutiger Reichswährung. Vor allem aber kommt in Betracht, dass sich die Kaufkraft des Geldes seitdem ganz ungemein verringert hat. Lehrreich ist dafür die Beköstigung des Lübecker Magisters Hermann Elers aus dem Jahre 1542, die Wilhelm Mantels veröffentlicht hat (Zeitsch. f. Lüb. Gesch. Bd. 3, S. 562 ff.). Sie zeigt, dass der gelehrte Magister sehr gut und reichlich verpflegt ward, und dass er keine Not litt. Dennoch zahlte er täglich für seine Beköstigung einschliesslich des lübischen Biers, das er trank, nicht mehr als einen lübischen Schilling. Der Schilling aber hatte schon damals nur noch den halben Silberwert gegen den des Jahres 1424. Die Englandsfahrer-Gesellschaft hat demnach eine recht bedeutende Summe für die Beschaffung ihres Altars verwendet.

Wie Peter Hestebarch uns den Namen des Meisters aufbewahrt hat, so scheint er auch für die Erhaltung seines Werkes Sorge getragen zu haben. In seiner Abrechnung ist nämlich ein Betrag von einer Mark aufgeführt, den er am 20. Januar 1542 dem Maler Cordt Hammensche für das Firnissen und Waschen und die teilweise Wiederherstellung des Bildes des heiligen Thomas bezahlt hat. Vielleicht aber ist diese Ausgabe für ein anderes Bildnis desselben gemacht. Denn die Englandsfahrer besassen in ihrem Gesellschaftshause ausser einem geschnitzten Marienbilde, welches Werner Gronenhagen im Jahre 1425 geschenkt hatte, noch zwei Bilder des heiligen Thomas. Von diesen war das eine geschnitzt, das andere gemalt.

Wann der Thomasaltar, der im Jahre 1725, als Staphorst als Pastor an der St. Johanniskirche wirkte, noch an seinem Platze sich befand, aus der Kirche entfernt worden, ob das im Juli 1813 geschehen ist, als die Franzosen das Gotteshaus zu einem Magazin requiriert hatten und es in grösster Eile geräumt werden musste, oder erst im Jahre 1829 bei dem Abbruch der Kirche, hat sich trotz aller angestellten Nachforschungen bisher nicht aufklären lassen. Ebensowenig, auf welche Weise der Altarschrein in den Besitz des Hauptmanns von Kirchner, eines dänischen Offiziers, gelangt ist. Dieser hatte das Kunstwerk im Jahre 1862 nach Paris gebracht und es zum Verkauf

gestellt. Dort wurden damals die noch jetzt erhaltenen neun Tafeln des Altars für die Grossherzogliche Gemäldegalerie in Schwerin erworben.

Als Herr Johannes Amsinck das Archiv der Englandsfahrer-Gesellschaft dem Staatsarchiv übereignete, gab er der Hoffnung Ausdruck, »dass diese unleserlichen und verstaubten Papiere einen Schatz interessanter Nachrichten ergeben möchten.« Es würde dem Heimgegangenen zu nicht geringer Genugthuung gereicht haben, wenn er noch erfahren hätte, dass seine Fürsorge für die Erhaltung und Nutzbarmachung jener Archivalien ermöglichte, den Namen des grossen Meisters festzustellen, von dessen Hand die herrlichsten Denkmäler althamburgischer Kunst geschaffen sind. Es mag daher im Hinblick auf die Archivalien, die, für die Geschichte unseres Gemeinwesens von Wichtigkeit, noch vielfach verborgen und verstreut in Privatbesitz sich befinden, an dieser Stelle ausgesprochen werden, dass die Erhaltung solcher Dokumente und ihre Verwendung für wissenschaftliche Zwecke auf die Dauer nur gewährleistet ist, wenn sie dem öffentlichen Archiv übergeben werden, das, mit den nötigen wissenschaftlichen Kräften ausgestattet, in der Lage ist, für ihre sachgemässe Aufbewahrung beständig Sorge zu tragen und sie für die historische Forschung zugänglich zu machen.

DR. A. HAGEDORN





DIE KULTUR UND DAS HEER

Die Bestrebungen der sogenannten Friedensgesellschaften, welche überall in Europa ihr Haupt erheben, sind ein eigentümliches Zeichen unserer Zeit. In ihnen treibt, soweit sie überhaupt ehrlich gemeint sind, wieder einmal ein weltbürgerlicher Idealismus sein wunderliches Spiel. Unter den Klängen der russischen Friedensschalmei haben die Ideen wohl eine grössere Ausbreitung gewinnen können, ihrer Verwirklichung sind sie darum nicht einen Schritt näher gerückt. Wir erkennen in ihnen die Schwärmerei politisch unreifer Köpfe: das menschliche Gefühl des Abscheus gegen den Krieg, an sich natürlich

und berechtigt, wird zum Zerrbilde, sobald es sich zu der theoretischen Forderung erhebt, der Krieg solle prinzipiell abgeschafft werden.

Besonders merkwürdig ist der Anblick, die Friedensfreunde in unserem Vaterlande an der Arbeit zu sehen, zu einer Zeit, wo noch nicht ein Menschenalter verstrichen ist, seit Deutschland mit den Waffen in der Hand seine Einheit und damit seine politische Wesenheit erkämpft hat.

Verständlicher sind solche Verirrungen in Ländern, welche, wie England und Frankreich, in folgerichtiger, jahrhundertelanger Entwicklung zum nationalen Staate herangereift sind und einen ernstlichen Angriff auf ihre Selbständigkeit nicht zu befürchten haben; unbegreiflich erscheinen die Abrüstungsideen bei uns. Man müsste vergessen, wie oft unser Vaterland, sobald es wehrlos war, der Tummelplatz der sich streitenden europäischen Völker gewesen ist; dass ringsum unsere Nachbarn heutzutage mehr als je uns unsere Stärke misgönnen und uns je eher desto lieber unserer staatlichen Existenz berauben möchten. Es gehört die ganze Naivetät kindlicher Auffassung dazu, zu glauben, dass Zeiten, wie sie uns das 17. Jahrhundert gebracht hat, nicht wiederkehren könnten, dass die Tage der auf Macht gegründeten nationalen Staaten gezählt seien, und ein Völkerfrühling heranblühen könne, in welchem an die Stelle kriegerischer Reibungen brüderlicher Gemeinsinn treten werde. Das ist nichts als ein phantastischer Traum, und Treitschke wird Recht behalten, wenn er in ihm ein Erschlaffen des nationalen Kraftbewusstseins erblickt.

Die Friedensapostel halten sich für Priester der Kultur. Ihre Argumentation geht dahin: der Krieg vernichte die Güter der Gesittung und fördere die Roheit in weiten Kreisen des Volkes; das Heer, welches doch zum Zwecke der Kriegsführung gehalten werde, verschlinge ungezählte Millionen, welche für die idealen Güter des Volkes nützlicher verwandt werden sollten. Also seien der Krieg und das Heer kulturfeindliche Mächte. Daher die Forderungen des ewigen Friedens und der Abrüstung.

Die Folgerung enthält einen Trugschluss: sie begeht den Fehler, den Begriff der Kultur zu eng zu fassen. Neben den subtilen Kräften, welche auf den Gebieten von Kunst und Litteratur am Werke sind, und den schon derberen Faktoren, welche die Aufgaben der allgemeinen Volksgesittung fördern, giebt es Kulturgewalten, welche mit harter und zerstörender Faust dreinfassen müssen, um ihre schöpferische Kraft zu entfalten. Nicht nur die

Sonne des Frühlings, sondern auch die winterlichen Stürme zeitigen die Bedingungen für die Fruchtreife des Sommers.

Kunst, Litteratur und Wissenschaft sind die höchsten und feinstentwickelten Blüten im Geistesleben der Völker, aber wie jede Blüte setzen sie eine lebendige Pflanze, einen gesunden Stamm voraus, auf welchem sie gedeihen können. Dieser Stamm ist das kräftige Volkstum, welches täglich und stündlich in tausendfältiger Beziehung an der Arbeit ist, Güter der Gesittung und des geistigen Fortschritts zu schaffen. Der geschaffenen Güter ist eine unendliche Zahl. Die Verfeinerung der Bedürfnisse des täglichen Lebens; die zweckmässige Ausbildung der zur Gewinnung und Verarbeitung von Rohmaterialien erforderlichen Werkzeuge; die Rechtsbildung; Entwicklung von Handel und Verkehr; der Aufschwung der Fabrikation; kolonisatorische Unternehmungen: jedes dieser Momente deutet eine Fülle von Gebieten zivilisatorischer Arbeit an. Ihre Gesamtheit macht die Kulturthätigkeit eines Volkes aus. Denn Kultur ist die Summe dessen, was ein Volk an sichtbaren und unsichtbaren Werken als den Niederschlag seines geistigen Lebens und seines Charakters schafft.

Am umfassendsten bethätigt sich die Kulturarbeit eines Volkes in der Bildung und Entwicklung des Staatsorganismus; denn in ihm wird der Boden für alles andere Wirken bereitet. In der Staatsbildung kommt die Eigenart eines Volkes in energischstem Maasse zum Ausdruck, denn in ihr löst sich das Ringen mit dem Problem, die Machtfülle und den Machtwillen des Ganzen mit dem Freiheitsdrang des Individuums auszugleichen. Von jeher hat sich ein gesundes Volkstum in der Schaffung einer kräftigen Staatsgewalt ausgesprochen. Diese selbst, wenn sie in vernunftgemässem Ausbau die Individualität des Volkes zur Darstellung bringt, ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Ihr Nutzen für die Kultur ist ein unübersehbarer; freilich erleben wir es oft genug, dass kurzsichtige Leiter der Verwaltung einer gesunden Entwicklung Hindernisse in den Weg legen. Solche Misgriffe aber sind ein Sandkorn gegenüber den Vorteilen, welche die staatliche Ordnung dem Fortschritt des Kulturgedankens gewährt. Sie bestehen vor allem in dem Zusammenfassen des Ganzen als Ganzes: ein gut Teil der Kulturaufgaben vermag nur der Staat als solcher zu lösen.

Ein Staat, welcher diesen Aufgaben gerecht werden will, bedarf eines hohen Maasses von Macht, sowohl nach innen, wie nach aussen. Die Grundlage solcher Macht ist ein kräftiges Heer und eine starke Marine. Ihr Zweck ist

freilich der Krieg, und wer wollte leugnen, dass der eine Fülle von Elend, Grauen und Unglück in sich birgt, dass er die Errungenschaften der Kultur niedertritt, und oft genug als die Verneinung der Kultur erscheint. Aber der weiterschauende Beobachter erkennt die Saat, welche aus dem blutgedüngten Boden aufspriesst.

Der Staatsorganismus ist nur solange gesund, als er sich mit den thatsächlichen Machtverhältnissen und den diese beherrschenden und regelnden Ideen in Übereinstimmung befindet. Diese sind stets im Fluss und wechseln von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; aber sie vermögen nicht einen direkten und unmittelbaren Einfluss auf das äusserliche Gefüge der Staaten und ihrer Verfassung auszuüben. Diese in ihrem festgefügten, gesetzlich gegründeten Bau haben die Tendenz der Beharrung. In einer langen Reihe auf einander folgender friedlicher Jahre geraten die staatsbildenden Kräfte der Völker in Stillstand und Erlahmung; der Krieg, mit der Macht der durch ihn geschaffenen thatsächlichen Verhältnisse, giebt den Anstoss zu neuem schöpferischen Wirken. Er tritt das Unkraut, mit welchem die kleinliche Weltauffassung das Gewissen des Volkes überwuchert, zu Boden, und die grossen Gedanken gewinnen für ihre Verwirklichung freie Bahn: es ist Kulturentwicklung in grossem Stile.

Eine weitere Kulturfunktion der Wehrkraft ist der Schutz, welchen sie der Ausbreitung des nationalen Wohlstandes verleiht. Geld veredelt nicht, aber es gewährt die Mittel zur Veredelung; ein armes Volk kann im heutigen Wettstreit der Nationen auch in der Kulturentfaltung seinen Platz nicht behaupten, ein bequemer Wohlstand in weiteren Kreisen der Bevölkerung hat ein Gedeihen des wirtschaftlichen Lebens zur Voraussetzung, und wie die Verhältnisse des Welthandels einmal liegen, kann sich die ökonomische Kraft eines Staates nur da entwickeln, wo ihr durch politische Machtmittel die Wege freigehalten werden.

Ein drittes aber ist das Wichtigste.

Unsere Heeresverfassung, wie sie sich im Laufe des Jahrhunderts gestaltet hat, ist nichts Willkürliches, keine Schöpfung, welche der Laune eines Heerführers entsprungen wäre. Sie hat sich, aus den in den Freiheitskriegen gelegten Grundlagen, mit Folgerichtigkeit unter den Händen von Männern entwickelt, welche nicht nur mit den technischen Fragen der Heeresleitung und Kriegführung vertraut waren, sondern auch den Charakter des deutschen Volkes kannten und berücksichtigten. Unsere allgemeine Wehrpflicht

ruht auf dem Grundpfeiler der Waffenfreudigkeit des Germanen. Das Wort von der Waffenfreudigkeit ist kein leerer Schall, sie ist eine wahre und thatsächliche Eigenschaft unseres Volkes, über welche eine gelegentliche Erschlaffung nicht hinwegtäuschen darf. Ihr Sitz hatte sich freilich von dem Südwesten Deutschlands, wo sie zur Zeit der fränkischen und staufischen Kaiser ihre glänzendsten Blüten trieb, nach dem Nordosten verschoben. Von dort, wo zuerst der ununterbrochene Krieg gegen das Slaventum die Kolonisatoren nicht zur Ruhe kommen liess, und wo später der preussische Staat in seinem Ringen nach politischer Gestaltung von Kampf zu Kampf schreiten musste, ist die Erneuerung unseres Heerwesens ausgegangen. In ihr kommen die besten Eigenschaften des deutschen Volkes zur Geltung; der persönliche Mut, wie er sich in der Tapferkeit äussert; der Edelsinn, welcher die Starken veranlasst, für die Schwachen einzutreten; die Fähigkeit der Begeisterung, welche das Leben für das ideale Gut des Vaterlandes hingiebt; das Gefühl für den Wert der Persönlichkeit, welches die Mannes-Ehre höher achten lässt, als das Leben. Das alles wird zusammengehalten durch das Band der Zucht. In ihm, das auf die Treue gegründet ist, äussert sich der Sinn der Germanen für die Notwendigkeit der Ordnung. Trotz des Dranges nach freier Entwicklung der Persönlichkeit unterscheidet sich der Deutsche von der turbulenten Zuchtlosigkeit des romanischen Volkstums durch seine Anlage für straffe Disziplin, für die Unterordnung unter die äussere Autorität, ohne welche die Menge nicht zu Erfolgen geführt werden kann.

Indem das Heer einen guten Teil gerade der positiven schöpferischen Kräfte unseres Volkes nutzbar macht, hat es sich zu einem lebendigen Ganzen, zu einem selbständigen kraftvollen Organismus ausgestaltet. Wir erkennen in ihm die Verkörperung der Idee der deutschen Wehrhaftigkeit. Diese ist ein eigenartiges Produkt unseres Wesens, und eine Erscheinung, wie sie sich in keinem anderen Staate wieder findet und wieder finden kann, weil sie durch die individuellen Eigenschaften des deutschen Volkes bedingt ist. Wie die Staatsverfassungen im alten Griechenland, wie die Entwicklung des Rechts im römischen Staate, so ist bei uns die heutige Heeresorganisation der Niederschlag eines Teiles unseres Wesens, einer Seite unseres Charakters, und darum ist ihre Schöpfung eine Kulturthat.

In unserem Heere ist das Problem eines Volksheeres so gut gelöst, wie das bei einer Armee von solcher Grösse überhaupt möglich ist. »Das Volk

in Waffen« ist keine Redensart. Das Volk betrachtet — trotz mancher hin und wieder hervortretenden Gegensätze — das Heer als einen Teil seiner selbst und weiss sich mit ihm eins. Die dem Heere feindliche Strömung, welche sich in einzelnen Kreisen zu regen beginnt, ist das Ergebnis einer planmässigen Verhetzung. Wenn man von ihr absieht, erscheint die Armee auch im Bewusstsein des Volkes als unsere nationalste Institution. Zeuge ist die Jugend, die mit nie ermattendem Interesse den Übungen des Exerzierplatzes zusieht und das ganze Volk, das, wo es nur immer kann, bei militärischen Schauspielen zusammenströmt und sich an der Jugendfrische und Elastizität der Truppen nicht satt sehen kann.

Freilich ist es nicht schwer, auch Dinge zu finden, welche Grund zu tadelnder Kritik geben. Eine übermässige Betonung von Standesbewusstsein und Standesehre z. B. kann nur dahin führen, andere Volkskreise gegen die Armee zu erbittern. Fehler und Mängel giebt es eben überall, und wer um ihre Besserung bemüht ist, verdient Dank. Aber nicht alles, was mit Vorwürfen überhäuft wird, ist verwerflich. Gesundes hartes Holz hat seine Schärfen und Ecken. Die Mittelmässigkeit will das freilich nicht gelten lassen, und verlangt, dass alles glatt sei, wie sie selbst.

Vor etwa Jahresfrist ist in der badischen Kammer eine Resolution angenommen, es möge der Verbreitung solcher Jugendschriften entgegengewirkt werden, welche in der jungen Generation Kriegslust und Begeisterung für das Waffenhandwerk erwecken. Gäbe man dem Beschlusse Folge, so würde das einen Akt kultureller Selbstverstümmelung bedeuten. Nicht allein darum, weil wir in den Kämpfen, welche die nächsten dreissig Jahre voraussichtlich bringen, dessen bitter bedürfen werden, dass unsere Jugend nicht unlustig, sondern mit frohem Mute ins Feld zieht; auch im bürgerlichen Berufe werden Männer, welche im frischen, fröhlichen Dienst der Waffen Körper und Geist gestählt haben, die Verstandesarbeit mit gesunderen Sinnen zu bewältigen wissen, als ein Volk grämlicher Gelehrter oder empfindsamer Schwärmer.

* * *

Es leuchtet ein, dass ein Element unseres nationalen Lebens von solcher Stärke, wie es das Heerwesen ist, berufen sein muss, auch im geistigen

Schaffen des Volkes eine bedeutende Rolle zu spielen. Es soll hier nicht von der erziehlichen Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht die Rede sein. Litteratur und Kunst, die beiden Reflektoren des Volkslebens in allen seinen Besonderheiten, werden auch seine militärische Seite mehr und mehr wiederspiegeln. Nicht im Sinne offizieller unfreier Behandlung, wie wir es oft genug — zum Schaden der selbständigen Entwicklung — in bestellten Prunkstücken sehen, sondern in ernsthafter Versenkung in den Geist, welcher in der Armee lebt und von ihr ausgeht; denn nur die innere und äussere Beherrschung des Stoffes befähigt den Schriftsteller und Künstler, aus ihm heraus Gestalten und Bilder zu schaffen, welche Fleisch und Blut haben, und trotz individueller Färbung typisch die Idee verkörpern.

Das soldatische Leben hat eine überwältigende Fülle von Erscheinungen, welche zu einer künstlerischen Behandlung anregen. In der Farbigkeit der Uniform hat sich, trotz der realen Härte des Kerns, äusserlich ein Stückchen malerischer Romantik erhalten; die Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten des Körpers verleiht dem geschulten Soldaten eine harmonische Freiheit und Elastizität der Bewegung, und die Beherrschung der Gliedmaassen begünstigt die Entwicklung eines seelischen Gleichgewichts, welches in dem offenen Ausdruck der Gesichtszüge in Erscheinung tritt. Auge, Herz und Ohr des Betrachtenden finden gleichmässig ihr Genüge, denn auch die rauschenden Klänge der Militärmusik üben ihre unwiderstehliche Wirkung; noch jetzt wird es mir schwer, wenn ich bei ernster Arbeit am Studirtisch sitze und das Regiment mit klingendem Spiel ausrücken höre, nicht aufzuspringen und zur nächsten Strassenecke zu laufen, wo »sie vorbeikommen«.

In der Freiheit des Feld- und Manöverlebens kommen die künstlerischen Momente natürlich am stärksten zur Geltung. Schon die einfachste Felddienstübung giebt der Landschaft ein lebendiges Gepräge: eine Feldwache, deren dunkle Waffenröcke und glänzende Pickelhauben im Frühling hinter einer blühenden Weissdornhecke auftauchen, oder zwei als Vedette vorgeschobene Husaren, welche mit ihren schwarz-weissen Fähnchen im Schatten einer Baumgruppe halten und sich als dunkle Silhouette vom leuchtenden Hintergrund einer grünen Wiese abheben.

* * *



Wir waren ins Manöver hinausgegangen. Auf einem Feldwege rasselte hinter uns eine Batterie heran. Die Damen — wer ein Manöver geniessen will, muss zu Fuss oder zu Pferd, nicht zu Wagen sein — springen auf die Böschung zur Rechten und zur Linken. Der an der Spitze reitende Offizier grüsst lächelnd nach beiden Seiten. Dann sausen die Geschütze vorüber, so dass die auf dem Protzkasten sitzenden Mannschaften — hopp, hopp! — Mühe haben, sich festzuhalten. Der Zug wendet sich in eine Dorfstrasse. Hohe Eichen und Linden, in dem dunkeln, ernsten Grün des beginnenden Herbstes, wölben ihre Kronen. Zur Rechten liegt ein Hof. Vor dem strohgedeckten, weissgetünchten Fachwerkhause steht eine Reihe grün und rot gestrichener Milcheimer. Links blickt ein rötlich-braunes Ziegeldach durch die Zweige, zwischen beiden Gehöften verschwindet die Truppe mit den Pferden, den glitzernden Pickelhauben, den Kartouchenschärpen der Offiziere und den blaugestrichenen Protzkasten.

Im Dorfe vor dem Wirtshause halten zwei Ulanen, die Lanzen mit den Fähnchen stecken in dem ledernen Stützhalter. Ein Mädchen, welches mit der linken Hand die Augen beschattet, in rotgeblümter Schürze reicht ihnen ein Glas Bier. Die Sonnenstrahlen liegen warm auf den blauen Waffenröcken und blitzen auf den glänzenden Leibern der braunen Pferde.

Es war Manöverschluss. Das Gefecht endete mit einem grossen Kavallerieangriff. Um 9 Uhr morgens sah man, wie sich von den Rändern des Waldes

an den Höhen drüben lange dunkle Linien lösten. Man erkannte in ihnen grosse Reitermassen; es waren zwei Brigaden zusammengezogen. Die Linien schoben sich hin und her und rückten langsam vor. Dann ertönten die Signale — schmetternde, jubelnde Laute — und in gewaltigem Ansturme sprengten sie heran, bis die langgezogenen Töne »Das Ganze halt!« erschallten.

Dann kam die Parade vor dem Kommandierenden. Ein Anger, umgeben von Haideland. Links sah man ein unebenes Terrain, weitläufig mit jungen Kiefern bestanden; dazwischen träumte das rote Haidekraut; hier und da leuchteten die gelben Fackeln der Solidago; drüben auf einer Anhöhe, vor vereinzelten Birken hielt der General mit seiner Suite. Meist dunkle Uniformen, dazwischen einmal das helle Blau eines Husaren- oder Dragoneroffiziers. Dahinter hielt der Feldjäger in weissglänzendem Metallhelm mit dem Reservepferd. Ordonnanzoffiziere jagten im Carriere hinüber und herüber.

Nun entwickelte sich der Vorbeimarsch. Bataillone, Schwadronen, Batterien zogen in langen schnurgraden Linien vorüber. Da kamen die Oldenburger Dragoner. Ihre Farben waren uns vorher unharmonisch und grell erschienen. Wie anders nahmen sie sich jetzt aus. Die lange Reihe der hellblauen Röcke auf den braunen glänzenden Leibern der Pferde; über den glitzernden Pickelhauben das Wölkchen der rotgelben Lanzenfahnen. All dies lebhafteste Farbenspiel vor dem ernsten Hintergrunde des im Mittagsschlummer ruhenden Dorfes mit seinen hohen dunkelgrünen Bäumen, gemildert durch einen köstlichen goldig blauen Duft, wie er an sonnigen Herbsttagen die Luft durchwebt.

* * *

Es könnte wunderbar erscheinen, dass der malerische Schatz, den unser Heerwesen in sich birgt, noch nicht gehoben worden ist. Das hat aber seinen natürlichen Grund. Die künstlerische Entwicklung unserer Tage ist gegenständlich von dem Allereinfachsten ausgegangen. Von allem novellistischen Beiwerk, allem stofflich Interessanten hat sie sich ferngehalten, um nicht von

der künstlerischen Vertiefung abgelenkt zu werden. Nachdem aber von neuem in der Technik und Auffassung fester Boden gewonnen ist, kann es nicht ausbleiben, dass nach und nach alle Gebiete unseres Lebens in den Kreis der Behandlung gezogen werden. Freilich scheint Epochen militärischen Glanzes das Schicksal beschieden zu sein, künstlerisch erst von spät nachfolgenden Zeiten gewürdigt zu werden. Die grossen Herolde des napoleonischen Ruhmes Charlet, Raffet, Meissonier sind erst um die Mitte des Jahrhunderts aufgetreten, und unseren Tagen war es vorbehalten geblieben, in Menzel den Interpreten der friederizianischen Zeit erstehen zu sehen.

Menzels Soldatenmalerei steht vorbildlich da. Nicht zur Nachahmung, sondern zur Nacheiferung: zum Beweise, wie ein ernstes und innerliches Studium den Stoff durchdringt, ihn verarbeitet und sich aneignet; wie das Genie dem Stoff den Stempel des eignen Geistes aufdrückt, aber durch seine Pietät und Achtung vor der geschichtlichen Wahrheit in den Schranken einer gesunden Objektivität gehalten wird. Die friederizianischen Zeiten haben durch Menzel für uns die Gestalt ihrer äusseren Erscheinung gewonnen; sie werden sie behalten, solange Menzels Werke existieren.

Obwohl genug Bilder militärischen Stoffs gemalt werden, wird behauptet werden dürfen, dass die heutige Kunst sich nur auf einem einzigen Gebiete mit künstlerischem Ernst mit dem Soldaten beschäftigt, und zwar auf einem Gebiete, welches gewöhnlich nicht für ernst genommen wird: der Karikatur. Die Witzblätter haben ein besonderes Genre derselben geschaffen, die Offiziers-karikatur. Von Schlittgens harmlosem Scherz in den Fliegenden Blättern hat sie sich im Simplicissimus zu Thönys beissender Ironie entwickelt. Die Zeichnungen Thönys sind trotz ihrer verzerrten Übertreibungen Kunstwerke von nicht geringer Bedeutung. Sie verraten eine aussergewöhnliche Beherrschung der Form und eine scharfe Treffsicherheit der Beobachtung. Keine Schwäche, welche im Bilde verwertet werden kann, entgeht seinem Blick. Aber indem er ihn zur Zielscheibe seines Spottes macht, beweist er, dass ihm der Offiziersstand nicht gleichgültig ist, vielmehr seinem Interesse, man könnte sagen, seinem Herzen nahe steht. Die Stimmung, mit welcher das Publikum die Satire aufnimmt, ist ähnlich. Es freut sich der ausgeteilten Hiebe, blickt aber doch mit einer Art bewundernder Liebe zu den Verspotteten hinüber. Denn es weiss, welch eine Fülle von Tüchtigkeit, Energie, Mut und Aufopferungsfähigkeit unter dem äusseren Schein von Leichtsinn, Oberfläch-

lichkeit, Überhebung oder Blasirtheit verborgen sind und sobald die Pflicht ruft, in ihr Recht treten.

Die Litteratur ist diesem Geiste gerechter geworden. In Liliencron und Ompteda besitzen wir zwei Schriftsteller, in welchen die eigentümliche Kultur unseres Heerwesens mit natürlicher Kraft zum Ausdruck kommt. Es ist kein Zufall, dass sie selbst des Königs Rock getragen haben. Denn nur der, welcher mit dem Soldatenleben bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut ist, wer alle die Freuden und die Plackereien, das ewige Einerlei des Kommiss und das Hochgefühl der Zugehörigkeit zu dem gewaltigen Organismus der Armee, den Halt, welchen der Korpsgeist verleiht, die Straffheit der dienstlichen Unterordnung und die Wärme der Kameradschaftlichkeit gekostet hat, vermag aus dem Vollen zu schöpfen.

Beide haben ihren eigenen persönlichen Charakter. Der eine reisst uns mit sich fort in das wilde Durcheinander des Gefechts. Grässliche Bilder ziehen mit der Geschwindigkeit des momentanen Eindrucks an unserem Auge vorüber; sie haben keine Zeit zu haften, wir werden mitgerissen, unaufhaltsam, dem Ziele entgegen: »Der Tag ist unser, es lebe der König!« Eine wilde Freudigkeit durchglüht die Schilderung, »O Reiterlust, o Männertag!« Um so kräftiger heben sich einzelne scharfumrissene Silhouetten aus dem Gewoge heraus, z. B. der mit unerschütterlicher Festigkeit die Schlacht leitende General. Das Temperament des Dichters beherrscht und, obwohl er seine Person nicht aufdringlich in den Vordergrund stellt, immer ist er es, dem wir folgen. Wir sehen mit seinem Auge, hören mit seinem Ohre, empfinden mit seinem Vaterland-begeisterten Herzen.

Ompteda ist ruhiger, unpersönlicher. Er führt uns in das Garnisonleben eines Reiterregiments, in den täglichen Drill des Kadettenhauses und der Kriegsschule, in die engen Verhältnisse junger, unbemittelter Infanterieoffiziere. Den Grundton dieser Schilderungen bildet der Gleichtact des militärischen Lebens, die Einförmigkeit der täglichen Pflichterfüllung. Vor diesem Hintergrunde aber blühen die Blumen der jugendfrischen Begeisterung, der treuen kameradschaftlichen Freundschaft, des frohen Bewusstseins der Offiziersehre: die ganze Poesie des jugendlichen Lebensgenusses.

Wir gewinnen aus der Lektüre der beiden Schriftsteller von dem deutschen Heerwesen den Eindruck der wohl gegründeten, fest gefügten Kraft. Ompteda führt uns in die Werkstatt, wo die Waffe mit Ernst und Ausdauer und

Gewissenhaftigkeit, oftmals nicht ohne die dem Deutschen einmal eigene Schwere des Gemüts, geschmiedet wird; — Liliencron schwingt sie mit sausender, schneidender, pfeifender Schärfe durch die Luft.

Die Sorge, dass sie scharf bleibe, nimmt freilich ein gutes Teil unserer nationalen Kräfte in Anspruch; sie schafft uns aber auch eine Fülle stärkender, stählender Arbeit und bewahrt uns vor der Erschlaffung der gesicherten beschaulichen Ruhe.

Wir wollen deshalb unsern westlichen Nachbarn nicht zürnen, sondern ihnen dankbar sein, dass sie uns zwingen, allzeit auf der Wacht zu stehen.

GUSTAV SCHIEFLER





DIE GÄNSEWEIDE

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.
(Rückert)

Chidher, der ewig junge, hat an dem Ort, an dem er einst eine Stadt gesehen, nach fünfhundert Jahren eine grüne Weide gefunden, als er das nächste Mal wiederkehrte, das wogende Meer, noch später Wald, und abermals eine belebte Stadt. Und wieder erklärten ihm die Bewohner, so bestimmt, wie ihm schon die ersten geantwortet hatten:

Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort. —

Das ist immer schon so gewesen — wie oft hört man das sagen, wo man selber vor nicht allzulanger Zeit die Dinge noch

sehr anders gekannt hat. Und wie oft denkt man, wenn man noch so gut weiss und sieht, dass alles, Menschen, Orte und Gefühle täglich, stündlich sich verändern, werden, wachsen und vergehen, wie oft wünscht man: Ach, möcht es so bleiben, was jetzt uns so lieb ist! Wir alle leben nicht fünfhundert Jahre. Und wie's nach fünfhundert Jahren hier aussieht, das dürfte uns füglich gleichgültig lassen. Aber doch — da liegt im Sonnenschein die lichtgrüne Wiese, in weitem Kranz von den dunklen Kastanienalleen eingerahmt, und die Wolken und Wolkenschatten gleiten vorüber, die Vögel fliegen hoch in den Lüften — — Ich kann mir's nicht denken und ich mag's nicht, dass dieses Bild hier aus dem Gesamtbild unserer Stadt so bald schwinden sollte.

Die Gänseweide ist von alters her, seit »ewig«, nichts anderes gewesen als ein flaches Grasgelände.

Die Stadtpläne weisen auch vor mehr als 500 Jahren — der älteste in dem Buche »Hamburg und seine Bauten« rekonstruiert den Zustand von 1065 — in der Gegend vor dem ehemaligen Dammthor nur unbebaute Strecken auf, Weideplätze, Wiesen, Moorgrund. Alle späteren Pläne zeigen, soweit sie die äussere Umgebung der Wälle mit aufzeichnen, dass hier nichts gebaut ward, ja man durfte überhaupt, solange Hamburg Festung war, nahe vor den Thoren keine höheren Gebäude errichten und auf den Grundstücken lag die Klausel: was an Baulichkeiten auch stünde, müsste abrasiert werden, sobald ein Krieg ausbreche und der Stadt Wohl es erheischen sollte. Wann aber die Zeit war, da Hamburger Bürger sich Gänse hielten, die, wie der Name es bezeugt, hier zur Weide gesandt wurden? Ich habe darüber nichts finden können. Keine Chronik weiss von ihren Heldenthaten zu berichten, wie z. B. von jenen des Kapitols. Und ebenso wenig liest man von Gänsehirtinnen, die in den Märchen sich als Prinzessinnen enthüllen, aber dem republikanischen Charakter unseres Gemeinwesens entsprechend, hier Ratsherrentöchterchen gewesen sein müssten. Desto freier ist unsere Phantasie, es sich vorzustellen, wie die hübschen Kinder mit lang hängenden, blonden Zöpfen, sittsam strickend in ihren kurzen Röckchen barfuss durch das hohe Gras einherspazierten, hinter ihren watschelnden, gackernden, fetten Schützlingen drein. Und am Nachmittag trafen sie wohl mit den Buben zusammen, die drüben auf der Moorweide ihre Kühe gehütet hatten, und setzten im Schatten sich unter die Kastanienbäume und lachten und plauderten, wie Knaben und Mädchen jetzt auch an schönen Sommerabenden thun. Nur mussten sie früher zur Stadt und nach Hause.

Denn die Thorglocke klang und rief sie hinein. An Sonn- und Feiertagen kamen sicher damals schon wie heute die Stadtbewohner in Schaaren hier herausgezogen.

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Strassen quetschender Enge —

durften sie aufatmend im Freien hier sich erlaben und sich im grünen Grase lagern, jung und alt und gross und klein.

Die Alleen zum rothen Baum (einem einstigen Schlagbaum) und »nach der neuen Rabe« — einem vielbesuchten Wirtshaus — sind nach Gaedechens »Hamburgische Topographie« schon im Jahre 1729 angelegt worden. Das Museum für Kunst und Gewerbe bewahrt eine Ansicht von 1783: hors du Dammthor (dédié à mr. Jean Albert von Sienen bourguemaître de la ville d'Hambourg par son très-humble serviteur J. de Foisse), auf welcher die Wiese zwischen diesen beiden Alleen mit Schafen und Kühen, den spielenden Kindern, den Blumen im Grase sehr hübsch dargestellt ist. Und das unterhaltende Büchlein: »Vermehrte Nachrichten von den Annehmlichkeiten in und um Hamburg« aus demselben Jahr, nennt als den »Dritten Spaziergang« den aus dem Dammthor »durch die schattigsten Alleen und von unbeschreiblicher Anmut«. Die Alleebäume von heute freilich sind nicht mehr dieselben, musste doch zur Franzosenzeit alles, was ausserhalb der Wälle gebaut oder gewachsen war, ruchlos dem Erdboden gleichgemacht werden.

Einmal hat aber doch eine Stadt hier, freilich nur eine von Zelten und von Buden gestanden. Das war in den Wochen nach dem Brande von 1842, als die ihres Obdaches beraubten Familien mit ihren Sachen auf der Gänse- und der Moorweide lagerten und von mildthätigen Bürgern und jungen Mädchen Speis und Trank ihnen reichlich gespendet wurde. (Siehe z. B. Erinnerungen von Berend Goos, Band III.) — In späteren Jahren dienten die Wiesen als Übungsplatz für das Bürgermilitär. Die ehrsamen Herren mit den weissen gekreuzten Lederriemen machten zwischen dem Exerzieren manchmal eine Pause, — oder auch mehrere, denn die Pausen waren gerade das Pläsierliche bei der Sache. Die Familienväter traten zur Seite in die Allee, wo die Hausmutter den Korb mit der Kaffeekanne und den Kuchen schon bereit hielt und die Kinder ungeduldig warteten, bis es endlich ans Schmausen

ging. Marketenderinnen zogen wie selbstverständlich zu so einem Feldlager mit hinaus und Vierländerinnen, die Kirschen und Erdbeeren in grünen Blätterdüten, zu je vieren mit Kornblumen dazwischen an einen Holzstiel gebunden, feilhielten. Auch Kringel, auf lange Bindfaden gereiht, und grüne und rothe Luftballons gab es zu kaufen, — sie stiegen damals gerade so lustig wie heut in die Lüfte und flogen davon, wenn man sie nicht festhielt. — Gegen Abend zogen dann alle, vor der Thorsperre dichtgedrängt, eilig wieder heim in die Stadt.

Ungefähr da, wo jetzt die Heimhuderstrasse anfängt, — »beim Hirtenkaten am Hundebek«, wie Gaedechens diese Gegend bezeichnet —, befand sich etwas abseits vom Wege, hinter Hecken und Buschwerk, ein niedriges rotes Gebäude: die Schule (Direktor J. Brinckmann hat in dieser den ersten Unterricht erhalten). — Jetzt ist der Hundebek, ein schmaler Bach, der einst zur Alster hinablief, längst verschwunden und wo der Hirtenkaten wohl war, da stehen hohe, vielstöckige Häuser. Nur die Erinnerung an die einstige Gemeindeschule bewahrte der Name der Strasse noch bis zum 1. April des Jahres 1898, wo man sie in »Tesdorpfstrasse« umgetauft hat. Die Besitzer der umliegenden Häuser hatten einst das Recht, ein jeder eine Kuh auf die Weide zu schicken. Und ob sie selbst auch kaum Kühe besassen und dies Recht längst nicht mehr ausgeübt haben, die »Interessentschaft der Gemeinde vor dem Dammthor« bestand bis vor kurzem. Und die Kühe sah man hier grasen.

Quer über Strassen und Fusswege schritten sie gemächlich hin und legten sich ins Gras, wo es möglichst hoch war, und aus grossen Glotzaugen blickten sie friedvoll den Schulkindern nach, die gegen 9 Uhr morgens in Schaaren stadtwärts zogen, und wiegten den Kopf, die Fliegen abwehrend beim Wiederkäuen und brüllten zuweilen in stillem Behagen. Fernher nur selten ein Wagenrollen oder ein Amselschlag und dieses Brüllen — man hätte meinen können, weit, weit draussen auf dem Lande zu sein, hätte man nicht dort über den Wipfeln doch die Postkuppel aufragen gesehen und noch ferner, im bläulichen Duft manchmal fast verschwimmend, die zierliche, von leichten Säulen durchbrochene Spitze des Michaeliskirchturms. — Oder am Mittag, wenn es heiss war, kamen sie zu dem Brunnentrog, der damals an der Ecke von Rothenbaum-Chaussee und Schulstrasse stand, und drängten einander, um die breiten Mäuler ins kühle Wasser eintauchen zu können. Die braun und weiss gefleckten Rücken wurden von tanzenden Sonnenlichtern

wechselnd beschienen, und die grossen Blätter, im Winde bewegt, warfen ihre Schatten ebenso wechselnd über die Kühe und auf die Wiese. . . . Gegen Abend ein langgezogener tutender Ton, — der Hirt mit seinem grossmächtigen Horn, der die Tiere heimrief. Tagsüber war er nicht zu sehen, lag wohl schlafend im Grase, dort am Brunnen oder irgendwo im Graben und liess seine Pflegebefohlenen grasen. Man erblickte ihn eben nur, wenn er sie holte. Dann kamen sie von ihren verschiedenen Lieblingsplätzen gehorsam zu ihm hergetrottet, er mit seinem Horn ging voran, sie folgten, unter dem gewölbten Dach der Kastanienallee über das holperig schlechte Pflaster (es ist genau so schlecht noch heute!) zog der ländliche Zug, hier dicht vor der Stadt, so wie man ihn in irgend einem Alpendorf abends zwischen den niedrigen Bauernhäusern sieht.

Jetzt ist das vorbei. Im Frühling grünte das Gras wieder frisch, die Kastanien schmückten sich mit jungen Trieben, durchsichtig lichtgrün, steckten dann ihre weissen Blütenkerzen auf und blühten und wurden dicht, so dicht von Laub und Blättern, dass die Wiese ganz verdeckt war und man nur noch einen grünen Wald vor den Fenstern hatte. Aber das Brüllen, auf das wir täglich warteten, und das Kuhhorn liess sich nicht hören, und die Kühe, die für uns Boten des Frühlings gewesen waren wie für den Dichter Störche und Schwalben, — die sind nun seit sechs oder sieben Jahren nicht wieder auf die Gänseweide gekommen.

Die alten Anwohner freilich fühlen sich hier noch immer auf dem Lande. Vor den städtisch hohen Häusern sieht man früh die Damen im netten Morgenhäubchen und weisser Schürze an den Rosenstöcken im Vorgarten beschäftigt oder am Gemüsewagen auf der Strasse mit den Verkäufern hausfraulich verhandelnd. Trotzdem ist es in letzterer Zeit bedenklich zivilisiert geworden. Die Kinder gehen um 9 Uhr nicht mehr in so dichten Strömen zur Schule, es radeln viele oder sie fahren mit der elektrischen Bahn. Statt des Brüllens vernimmt man oft einen langgezogenen, schwirrenden Ton, wenn die Drähte klirrend nachschwingen. Und abends sieht man zwischen dem Gezweige die hellerleuchteten Wagen, ein ganzes Feuerwerk von bunten Lichtern, von sprühenden Funken vorübersausen. Auch das ist hübsch und vielleicht in seiner Art nicht minder poetisch als das Gewesene. Die Querwege, die die Wiese durchziehen, auf denen von weither als Wetterfahnen die weissen Schürzen der Schlachter leuchten, wie sie den West- oder Ostwind

anzeigend lustig flattern, diese von Bedürfnis und Zufall allmählich ausgetretenen Pfade sind jetzt grade gezogen, mit Platten belegt oder mit gelbem Kies bestreut, an den Ecken mit niedrigem Gitter umfriedet. Und jene anderen Pfade daneben, die sich Kinderfüsse gebildet hatten, — denn Kinder, besonders Knaben gehen bekanntlich lieber im feuchten Grase neben der guten Strasse als so langweilig regelrecht genau auf dem vorgeschriebenen Wege, — die hat man nach jahrelangem Kampfe, immer wieder mit neuem Grassamen sie besäend, durch ausgelegtes dürres Reisig das Betreten verwehrend, endlich der Wiese zurückerobert. So ist der Graswuchs viel besser geworden.

Aber so sorgsam er auch gehütet wird, man verwehrt es den Knaben nicht, hier ihre Drachen steigen zu lassen, ihre Laufspiele zu treiben. Die hellen Stimmen, das frische Lachen erfüllt die Luft, wenn sie den Fussball einander zuschleudern, sich streitig machen, verfehlen und treffen. Man verwehrt es auch den Stadtbewohnern zum Glück noch nicht die Wiese als ihr Eigentum zu betrachten. An schönen Sommernachmittagen sieht man sie in Gruppen sich lagern. Wenn alle guten Plätze besetzt sind und nur in der vollen Sonne noch Raum frei, so haben sie doch ihren Kinderwagen bei sich, in dessen Schatten sie sich bergen. Und was der vierrädrige Wagen alles enthält! Ausser dem Jüngsten, das die Mutter gleich auf den Schooss nimmt, um ihm aus der mitgebrachten Flasche zu trinken zu geben, den Kleinen, der hier draussen im Freien seine ersten Gehversuche machen lernt, und noch eine grössere mit ihrer Puppe. — Drei Kinder sind für so ein Gefährt noch nicht sehr viel. Dann ferner: Bücher für den ganz Grossen, der jetzt Schulferien hat, die Handarbeitstasche für die Mutter, und Decken auf das Gras zu legen, und natürlich den Proviant, etwas zu essen und zu trinken für alle. Und was für hübsche Scenen es giebt, wenn nun so ein Kleinchen wirklich zu gehen anfängt und durch das Gras auf die Mutter zustolpert. Und wie man es diesen blassen Stadt- und Kellerkindern ansehen kann, wie wohl ihnen allen der Sonnenschein, die ungewohnte Himmelsluft thut. Zwei Buben beobachtete ich einmal, die hatten sich aus Stecken und einem alten grauen Sack eine Hütte gezimmert, die brachten sie jeden Tag hier heraus. Aber nicht für sich selbst. Zwei allerliebste Kaninchen bewohnten die Villa zur Sommerfrische und liessen das grüne Gras sich munden. Und die kleinen Burschen sassen vor dem Zelthaus, den Eingang bewachend und sahen dem Schmausen ihrer Pfleglinge mit viel grösserer Wonne zu, als wenn sie selber die aller-

schönsten Leckerbissen zu verspeisen bekommen hätten. Andere bringen hierher ihr Lämmchen vom Lämmermarkt mit, dass es sich einmal sattessen soll, oder ein paar junge Ziegen, ganz schwarz, mit klugen Augen und kurzen Hörnern, die der Besitzer die ganze Zeit, solange er hier draussen ist, fest am Seil hält. Wenn sie dann wieder in die Stadt, in ihre engen Höfe und Gänge heimgekehrt sind, geben höchstens ein paar Papierfetzen noch Zeugnis von dem Familienleben, das sich hier so gemütlich angesiedelt hatte. — Früher, es ist noch nicht viele Jahre her, blieben wohl ein paar Jungens noch in der Dämmerung zurück, gruben eifrig sich ein wenig Erde und Sand aus, schütteten einen Haufen am Wege auf, den sie mit gelben Hundeblumen von der Wiese, mit einem Lichtstümpfchen und bunten Papierzieraten schmückten und liefen jedem, der vorüberging, entgegen, zu sammeln für die »Ehrenpforte«.— »Das nämlich nennt man in Hamburg eine Ehrenpforte,« sagt Beneke in seinen Geschichten und Denkwürdigkeiten. Und da er bei der Herausgabe des Buches 1886 bereits meinte, diese Sandhäufchen mit Blumen und Lichtern würden wohl mit der Zeit verschwinden, und da ich in den letzten Jahren dergleichen selber nicht mehr sah, so kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen, ob die hochlöbliche Polizei, die für Ordnung und Reinlichkeit so sehr besorgt ist, dies Kinderspiel hier auf der Gänseweide heute noch duldet.

Das aber weiss ich, wie still es wird, wenn die Nacht sich niedersenkt. Wie über dem Wiesengrund ein bläulich weisser Duft aufsteigt, die Lichter drüben in den Alleen in seine zarten Schleier verhüllt und wie dann aus den dichten Kronen der Kastanien die Mondscheibe langsam, langsam emporschwebt, märchenhaft leuchtend, still und gross. Und wie schön am Morgen, wie thaufrisch die Wiese daliegt! Und wie gut es klingt, wenn die Sense in regelmässigem Rhythmus das Gras mäht und wie der Heugeruch würzig aufsteigt. Oder es schüttelt ein Sturm die Zweige der mächtigen alten Bäume, der Hagel schlägt prasselnd auf sie nieder, bis der Regenbogen erst zart, dann heller, voller, mit deutlich abgegrenzten Farben, mit noch einem zweiten Bogen darüber sich über den Wipfeln am Himmel wölbt. Und im Herbst, wenn die Jungen mit Steinen nach den stachlichten Früchten werfen und dann ein Regen von gelbwelken Blättern niederfällt und die Kinder rascheln darin mit den Füssen und sammeln aus den geborstenen Schalen die glänzend braunen Kastanien auf. Im Winter dann die weite Fläche weiss, alle die nackten Äste versilbert, glitzernd in der roten Sonne, die gross und rund, beinah wie der Mond, spät

gegen Neun erst, da drüben aus dem Geäst heraussteigt. Und gelblich grauen lastenden Nebel und unheimlich violettschwarze Gewitterwolken und zuckende Blitze und lustig aufsprühende Raketen — alles sieht man über der grünen freien Weite.

Andere Grossstädte besitzen ihre Erholungswälder: Tiergarten, Prater, bois de Boulogne, Hydepark. Wir, die wir nie einem Fürsten gehörten, der vor unseren Thoren sein Jagdgehege sich angelegt hätte, können nichts dergleichen haben. Die Stadt ist eng bebaut, hat keine grossen Plätze, wenig sehr breite Strassen und braucht doch Luft, braucht Lungen wie der Mensch zum Atmen. Man kann sich an dem Fortschritt, an all dem trefflichen Neuentstehenden herzlich erfreuen und sieht doch, ohne deshalb gerade ein laudator temporis acti zu sein, mit wahrem Schauder dem Verschwinden dieser letzten Wiesen entgegen.

In England bilden die ländlichen Parks mit dem weidenden Vieh inmitten der grossen Städte gerade den Stolz der Bewohner, und wo es solche noch nicht giebt, bestrebt man sich, sie anzulegen. Bei uns ist auf dem Entwurf des Bebauungsplanes für den Stadtteil Rotherbaum ein Drittel etwa der Gänseweide für den neu zu errichtenden Dammthorbahnhof und dessen Anfahrt abgeschnitten. Der Rest zeigt den graulilla Rand, der bedeutet: »Staatsgrund, dessen Verwendung noch vorbehalten ist«. Soll das heissen, dass man die Wiese parzellieren, mit Wohnhäusern besetzen wird? Aber wenn es auch nur hiesse, dass man Strassen kreuz und quer und Bosquets dazwischen mit Ruhebänken für Kindermädchen hier anlegen will — alles, was die Stadt an Natur-, an Kunstfreunden hat, sollte dagegen protestieren!

Mit aller Sorgfalt müht man sich, den Geschmack in unserer Bevölkerung zu heben, die Jugend sucht man durch Bilder in den Schulzimmern schon von früh an, durch Vorträge, durch Museums- und Theaterbesuche zum Erkennen des wahrhaft Schönen zu erziehen. Da darf man ihr und darf der Stadt nicht das Schönste nehmen, was es giebt: Himmel und Luft. Die Wallpromenaden, besonders am Botanischen Garten, mit dem stillen, dunklen Wasser, den heimlichen Plätzen, den tief niederhängenden Zweigen, sind schön und poetisch. Aber alle solche Anlagen haben, wo sie nicht, wie am Wall, durch Zeit und Geschichte allmählich entstanden, sondern absichtlich gemacht sind, etwas bedrückend Kleinliches. So z. B. schon oben am Pöseldorfer Mittelweg: ein Hügel, ein Weg, der nicht gerade geht, sondern im Bogen,

Buschwerk, Rosenbeete, in denen als Mittelblume die weisse Warnungstafel steht mit der Mahnung, nichts abzupflücken, und auf den Bänken die Kindermädchen mit ihren Pfleglingen und ihren Verlobten, und ein Betrunkener, der sich ausschläft — man kann sich gar nichts Herzbeklemmenderes denken, so trostlos und so melancholisch stimmt der Anblick.

Dagegen die freie, reine Weite der grünen Wiese mit dem Waldhintergrund der Alleen, das lenkt den Blick hinaus und hinauf, das beflügelt die Phantasie, das erweitert die Brust. Mögen andere Städte doch ihre Plätze anders behandeln und sich abgezirkelte Beete und Hängeguirlanden, die symmetrisch die gepflasterten Wege umgeben, zwischen ihren hohen Häusern gefallen lassen. Unsere Bauten sind nicht so monumental und steinern, dass sie Pflanzen und Bäumen ihren Stil notwendig aufzwingen müssten. Behalten wir darum unsere ungeregelten ländlichen Weiden, die wir haben, die wir lieben, die für unser Hamburg so gut ein Charakteristikum sind, wie es das weite Alsterbecken ist, wie die schmalen Fleethe und Elbe und Hafen.

Und käme Chidher, es braucht ja nicht in fünfhundert Jahren erst, es dürfte in hundert sein oder in fünfzig, käme er des Weges, wir wollen wünschen, dass man ihm hier antworten könnte:

Das Gras steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort!

ADALBERT MEINHARDT
(MARIE HIRSCH)







ALTE DIELEN

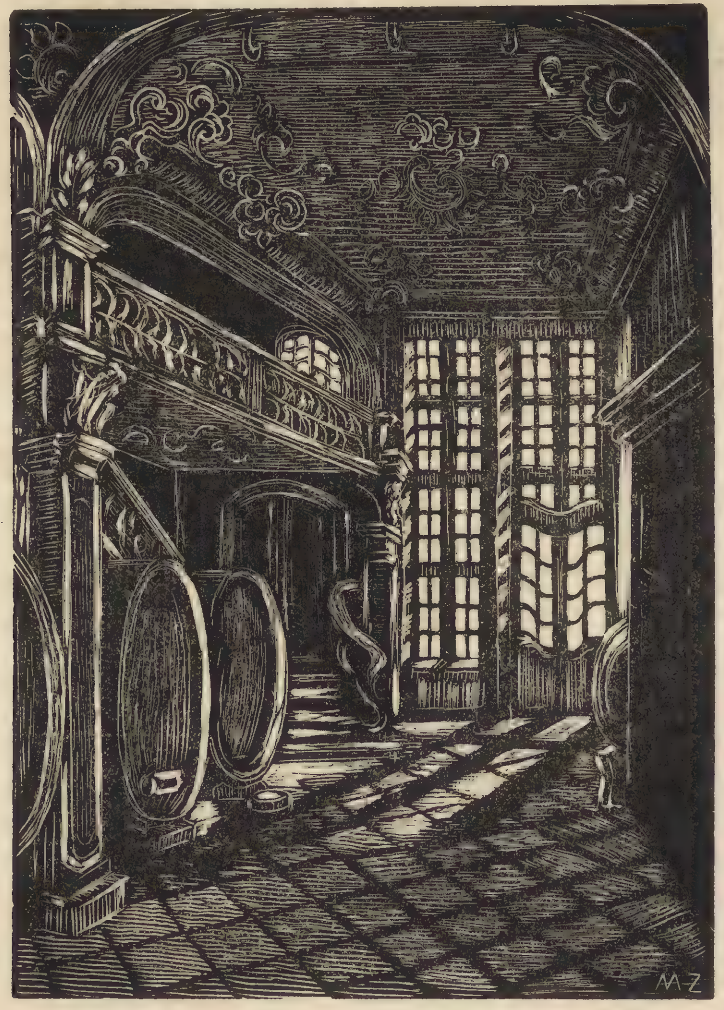
Beim Betreten der alten hamburgischen Dielen thut sich eine eigene Welt vor uns auf, die in ihrer schlichten Vornehmheit und Einheitlichkeit den Eindruck des durchaus kraftvollen, zweckmässigen und berechtigten macht.

Aber es ist der letzte Moment, um noch eine Vorstellung unserer alten Kaufmannsdielen zu gewinnen. Viele der alten Häuser sind ganz verschwunden und durch kolossale Neubauten ersetzt. In den übrigen wird durch Einbauten, Verlegung von Treppen und Eingängen das Alte bald bis auf die letzten Spuren beseitigt sein.

Ludwig von Griesheim, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts Hamburg bereiste, sagt: »Die Dielen in den grossen Kaufmannshäusern nehmen die ganze untere Etage ein, höchstens findet man einen Platz

Hiervon Sonderdruck in Sammlung.

für einen Diener abgeteilt, und ein kleines Expeditionszimmer nach vorn heraus reserviert. Wer sich auf Menschentemperamente versteht, der kann sich schon beim ersten Eintritt in die Bürgerhäuser zu Hamburg einen generellen Begriff



DIELE IM CREMON

machen aus der Menge, Anordnung und Geschmack der Mobilien, so auf den Dielen stehen. Die meisten der grossen Familien studieren förmlich darauf, wie sie den Prunk an Kupfer-, Messing- und Zinngeräten, der sich seit Generationen angesammelt hat, auf ihren Dielen kunstmässig aufstellen wollen.



DIELE IM CREMON

Bei jeder Verheiratung werden den ererbten Geräten neue hinzugefügt und so wird die Anzahl und Schönheit der Geräte so recht eigentlich als ein Beweis des Alters und des steten Wohlergehens der Familie angesehen. — Der Geizige dagegen wird auf seiner Diele nichts als schwere Kaufmannsgüter ohne einige Ordnung haben. Der Gang dazwischen wird so schmal sein, dass auch eine Mannsperson seinen Regenrock dort schmutzig macht. Der Fussboden ist in fast allen Dielen zierlich gepflastert mit bunten schwedischen Fliesen, die durch tägliches Scheuern spiegelblank erhalten werden. In vielen Häusern bedeckt man diese Fliesen mit Strohmatten von der Breite der Dielen, oder mit wollenen Teppichen, beides in Hamburgs Werkstätten angefertigt«.

Ausserordentlich hell und behaglich wurden die Dielen durch die hohen Kirchenfenster, die in fast jedem Hause die ganze Rückwand einnahmen. Eine Fülle von Licht fiel auf die Stühle von dunklem indischen Holz, auf die grossen englischen Uhren, die auf keiner Diele fehlen durften, auf die blau-weissen Kachelwände und auf die goldenen Rahmen der alten dunklen Bilder. Die herrlichen Stuck-Plafonds, von Italienern aus freier Hand modelliert, waren von einer Anmut, einer Willkür und Grazie, wie sie in jetzigen Zeiten unerreichbar sind.

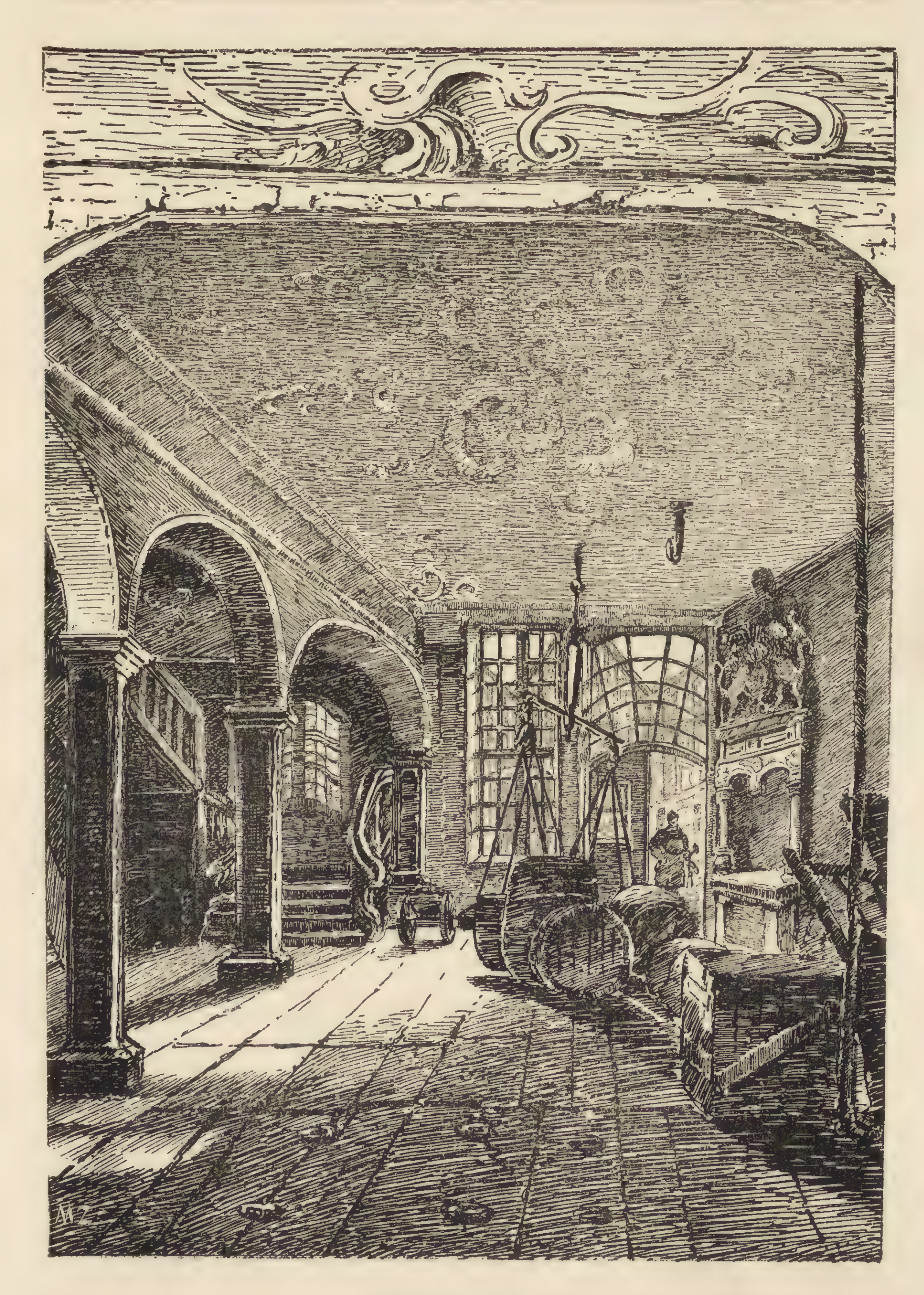
In sanfter Steigung führten Treppen mit breiten Stufen auf die Galerien der oberen Etagen, von denen man in die Zimmer gelangte. Die in massivem Eichenholz geschnitzten Geländer der Treppen boten in ihrer Zeichnung eine solche Fülle von reizvollen Motiven, dass man kaum jemals zum zweitenmal demselben Gedanken begegnete.

In vielen Häusern befanden sich auf den Dielen Waschvorrichtungen, die in Marmor oder Sandstein gefasst und vielfach mit Inschriften versehen waren. Ein solcher Brunnen mit einer hohen monumentalen Einfassung in Marmor und der Inschrift:

Du, der du dich hier wäschst,
Wasche nicht nur deine Hände,
Sondern auch dein Herze

befindet sich in einem Hause im Cremon.

Zu der Zeit, als sich der Luxus im Anfang des 18. Jahrhunderts besonders auf vergoldete Karossen warf und man in der engen Stadt nicht Platz genug zum Bauen von Ställen schaffen konnte, half man sich damit, die Pferde in



DIELE IM CREMON

den Keller hinunter zu führen, die Kutschen aber auf die grossen Dielen zu stellen.

Richey schreibt im »Patrioten« 1724, er ginge an manches jungen Herren Haus vorbei, auf dessen Dehle eine vergoldete Karosse eine grössere Parade machte als ein Fass Garn.

Für die Kinder des Hauses waren die grossen Dielen der Tummelplatz aller ihrer Spiele. Hier trieben sie abends ungestört ihr Wesen, sie jagten durch Höfe und Gänge und von Speichern und Böden ertönten Gelächter und fröhliche Stimmen.

Wenn dann die Feiertage der Kindheit vorüber waren, wenn die Söhne des Hauses in der Ferne ihr Glück suchten, und die Töchter zu sittsamen Jungfrauen herangeblüht waren, dann bot sich in den dämmerigen Galerien und dunklen Winkeln manche Gelegenheit zu heimlichen Zusammenkünften. Die alten verschwiegenen Dielenuhren wurden zu primitiven Briefkasten, in die mehr als eine Jungfrau aus gutem Hause verstohlen ihr Brieflein hineinlegte, aus dem vorsichtig und beglückt der das Comptoir verlassende Jüngling es abends herausnahm. Mancher Briefwechsel währte so Jahre lang, bis endlich das Ziel der Liebenden erreicht war. Und wenn nach thatenreichem und arbeitsvollem Leben der Vater des Hauses die Augen zur ewigen Ruhe schloss, dann stand auf dem Schauplatz seiner Kindheitsspiele, auf der schwarz verhangenen Diele unter Blumen und Lichtern der Sarg, ehe man ihn zur letzten Ruhe begleitete. Der letzte Trauergottesdienst in dieser Art wurde noch in den vierziger Jahren auf der Diele eines Hauses im alten Wandrahm gefeiert.

Der Glanzpunkt aber aller Dielen in jedem Jahr und jedem Hause war die Schlachtzeit. Von jeher hat der Schlachtochse in Hamburg eine grosse Rolle gespielt. Er lieferte die Zeichen des Wohlwollens, mit denen man ferne Geschäftsfreunde ehrte und gute Verbindungen aufrecht erhielt. Bei den alljährlichen Weihnachtssendungen, in denen Lübeck und Königsberg ihren Marzipan, England seine Hammelrücken, Russland seinen Kaviar, Böhmen seine Fasanen schickte, beantwortete Hamburg dies alles mit einem ungeheuren Stück Rauchfleisch.

Auch in keiner grösseren Familie durfte der allwöchentliche Ochsenbraten fehlen. So lange die grossen offnen Herdfeuer erhalten blieben, bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein, bediente man sich hoher turmartiger



DIELE IM GRIMM

Bratmaschinen, in denen an eisernen Haken der Braten hing und sich beständig drehte. Als die sogenannten englischen Herde immer mehr in Aufnahme kamen, verschwanden auch die grossen Maschinen nach und nach, zum grossen Schmerz aller Gourmands und aller perfekten Köchinnen. Sie sagten: »Kein Saft und kein Kraft« wäre mehr darin, wenn der Ochsenbraten in der neuen Weise bereitet würde. War es ein Wunder, dass der Einkauf eines so wichtigen, für die Ernährung unentbehrlichen Tieres, wochenlang vor dem Schlachtfest das Hauptgespräch jedes Hauses bildete? In einigen Familien entschied man sich für die jütischen Ochsen, in anderen waren wieder die heimischen Ochsen traditionell. Auf dem Schulterblatt trafen sich die Hausväter nach der Börse und suchten durch Befühlen und Betasten sich den grössten und angesehensten Ochsen zu sichern, »En rechten Baas vun Oss« sagte man. Der eine schätzte den Wert nach den krausen Haaren, der andere fand untrügliche Merkmale in den glatten Hörnern.

He hett en rechten Ossenverstand, sagte man achtungsvoll von dem, der sich gut aufs Ochsen einkaufen verstand. Wenn dann der Ochse, oder in grossen Haushaltungen die Ochsen geschlachtet, abgefellt und ausgeweidet waren, dann wurden sie auf der grossen Diele zur Schau gestellt. Die Opfer wurden mit Servietten behängt und die Fussstumpfe mit papiernen Manschetten dekoriert. Alle Freunde kamen, besahen und belobten des Hauses Ochsen. Man kennt noch heute den Spass von dem Dienstmädchen, das den Hausherrn herunterrief: Herr, kamen's mal herünner, da sind Lüüd de wulln den Ossen sehn. Hatte man genugsam gesehen und bewundert, dann setzte man sich auf die Aufforderung des Wirtes »en lütten Sluck op de Ossentung« zu einem Glase Wein nieder und trank die Gesundheit des Hausherrn.

* * *

Das Ende des 18. Jahrhunderts räumte, wie mit so vielem anderen, auch mit diesen alten Traditionen und Gewohnheiten gründlich auf. Die Emigranten, die damals in grosser Zahl nach Hamburg strömten, trugen viel zu dieser Änderung des Geschmackes und der Anschauungen bei. Sie hatten bei aller Trauer über das Unglück ihres Vaterlandes immer noch Humor genug, um sich über die Eigentümlichkeiten ihrer Gastfreunde lustig zu machen. So erschienen dann Spottgedichte und Karikaturen ohne Zahl auf die Schlachtfeste und auf die gemütlichen Bürger, die sich daran beteiligten. Eine darunter



DIELE IM CREMON

stellt drei wohlbeleibte Hamburger vor, die, vor dem geschlachteten Ochsen sitzend, das Wohl des Hausherrn trinken. Darunter die Verse eines mit der französischen Metrik nicht sehr vertrauten Deutschen:



Du boeuf pendu, Martin reçoit les compliments
A juste titre. Il est des plus opulents
Qui peut payer une bête si grosse, si grasse et fière,
Et sottement se vante d'être en Matière
D'Achat, lui seul, des fins et même des plus prudents.

Man gab das Schlachten im Hause in den meisten Familien auf. Nur in St. Georg wurde noch bis zum Jahr 1847 für den Pastor »zum Ochsen« gesammelt. Auch die grossen Kaufmannsdielen hörten auf, der Stolz der Familien zu sein. Der witzige und geistreiche Domherr Meyer ruft aus: »War es ein Riesengeschlecht, das auf diesen ungeheuren Hausdielen und Vorplätzen hauste? Wie brüsteten sich noch manche unserer Väter mit ihrer Hausdiele, wenn sie sagten: ein Wagen mit 4 Pferden kann darauf umwenden. Oder wenn auf dieser, zu einem Schlachthause umgewandelten Diele die da niedergemetzelten jütischen Ochsen und die gemästeten Schweine ausgeweidet, mit Papierkrausen, mit Lichtern und Servietten dekoriert reihenweise hingen.«

Wie der Domherr Meyer, so dachten auch die meisten der grossen Familien. Im Innern der Häuser wurde alles gründlich geändert. Man

ersetzte in den Zimmern die Fliesen durch Holzfussböden, man riss die Kachelbekleidungen ab, die unsere Vorväter in richtiger Erkenntnis des feuchten Klimas verwendet hatten, man klebte über die feinen genuesischen



Malereien Tapeten, die lose auf dem Leinen hingen und bald vermoderten. Die alten Dielen aber überliess man, pietätlos, wie die Zeit es mit sich brachte, dem langsamen und sicheren Verfall und die späteren Generationen werden kaum eine Ahnung haben, wie vornehm und eigenartig diese Dielen einst gewesen sind.

MARIE ZACHARIAS





EIN STUDIENJAHR IN CAMBRIDGE

Cambridge, eine mittelgrosse Stadt von ungefähr 40 000 Einwohnern, liegt nordöstlich von London, nicht allzuweit entfernt, in reizloser, flacher Gegend, umgeben von Kornfeldern. Seine Bedeutung und seine Grösse verdankt es nur der Universität, mit Handel und Gewerbe hat es sich nie befasst. Aber diese Abhängigkeit hat es nicht zu bereuen gehabt. Mit der Universität ist die Stadt stetig gewachsen, und als in diesem Jahrhundert immer neue Scharen zur alma mater strömten, so dass die Zahl der Studierenden jetzt 4—5000 beträgt, da hat

sich die Stadt ausgedehnt und verjüngt, so verjüngt, dass ausser den Kirchen und Universitätsbauten nichts Altes stehen geblieben ist.

Über den Ursprung der Universität ist nichts bekannt. Und doch hätte man dies erwarten dürfen, denn wenn man die Geschichte Englands durchblättert, so findet man, dass die Mönche in andern Städten ebenso viele Schulen angelegt haben, wie in Cambridge, und dass königliche Gunst diese ebenso freigebig beschenkt hat, wie die jetzt noch bestehenden colleges in Cambridge. Da ist es schwer einzusehen, warum diese Schulen gerade hier sich erhalten und entwickelt haben, wo weder ein Grosser des Reiches residierte, noch Handel und Verkehr ein frisch pulsierendes Leben schufen, und man hätte wohl erwarten dürfen, dass eine grosse Stiftung oder ein besonderes Privileg diese Mängel der Kleinstadt wieder aufhob. Aber davon weiss die Geschichte nichts zu erzählen. Schon im 8. Jahrhundert sollen hier durch Mönche Schulen angelegt sein. Je höher der Wert der Bildung stieg, desto grösser wurde ihre Zahl und ihre Bedeutung. Sie verdrängten die Schulen der Umgebung, soweit diese nicht nach Cambridge übersiedelten, und vereinigten sich schliesslich, um gemeinsam neue Privilegien durchzusetzen, und um sich gegenseitig zu unterstützen. So ruhig und ungestört, so frei von kriegerischen und sonstigen rauhen Eingriffen ist diese Entwickelung vor sich gegangen, dass wir noch heute dieselben Grundzüge haben. Noch heute besteht die Universität aus vielen verschiedenen colleges, die sich selbst regieren, ihre eigenen Einkünfte haben und eigene Professoren selbst besolden. Die Vorsteher der einzelnen colleges bilden den Universitäts-Senat, der die oberste Gewalt in Händen hat. Erst in allerneuester Zeit hat auch die Universität eigene Professuren geschaffen und erlaubt auch Studenten Vorlesungen zu hören, ohne dass sie in ein college einzutreten brauchen. Doch ist die Zahl dieser Professoren wie Studenten noch immer eine verschwindend kleine Minorität.

Die Einteilung in kleine abgeschlossene Universitäten, oder, wenn man auf den historischen Ursprung Wert legt, in eine Zahl alter Klöster, bestimmt auch das Aussehen der ganzen Stadt. An zwei langen Strassen, die, im spitzen Winkel auf einander zulaufend, sich an der Brücke über den Cam treffen (Cam-bridge), liegen die einzelnen colleges, abgeschlossen gegen die Stadt, über deren Dächer sie hinausragen. Nach aussen führt aus der grossen Gebäudemasse eines colleges nur ein grosses, reich mit Ornamenten verziertes

Thor, von zwei Türmchen gekrönt, während sich hinten an die Gebäude gewöhnlich ein grosser Park, umschlossen von einer hohen Mauer, anschliesst. Treten wir in das Innere, so stehen wir auf einem ziemlich grossen viereckigen Hof. In der Mitte ein Rasenplatz und rund herum ein meistens zweistöckiges Gebäude, in dem die Studenten wohnen. Dazwischen die Kapelle und der Esssaal, beide kenntlich durch die grössere Höhe, die bunten Glasfenster und die kleinen Glockentürmchen, deren Glocken zur Andacht oder zu Tische rufen. An dem Esssaal vorbei führt ein schmaler Thorgang in den nächsten Hof, von dem man wieder in den dritten gelangt. Ein college hat seine 3—5 Höfe neben- oder hintereinander. In ihrer Abgeschlossenheit nach aussen und ihrer massigen Bauart haben die Gebäude ein ernstes Aussehen, wirken aber doch überaus malerisch, namentlich in den sogenannten backs, wo einige colleges mit ihren Parks den Cam einschliessen, der nicht breiter als ein Fleet fast stromlos dahinzieht. Wer einen unbeschäftigten Nachmittag hat, der geht hierher und lagert sich auf dem grünen Rasen oder lässt sich im Boote treiben zwischen sonnigen Rasenflächen und uralten Baumriesen, durch deren Laub von ferne die graue Masse eines colleges oder der kräftige tower einer englischen Kirche hervorschauen. Etwas weiter, nahe am Ufer ein college, zwischen Bäumen versteckt und von grünem Epheu überwuchert, dazwischen Studenten in hellen Sportskleidern, die das frische, farbenreiche Bild vervollständigen. Und dann plötzlich zwischen hohen, ernsten Mauern, die das Wasser auch bei Sonnenschein schwarz färben, wo der Fluss zwischen zwei Collegehöfen unter einer Brücke durchfliesst, die, der Seufzerbrücke nachempfunden, die hohen, fast fensterlosen Mauern verbindet. So schweigsam und abgeschieden! Über die Brücke schreitet ein Student in altertümlicher Tracht, in einem schwarzen, halblangen, ärmellosen Mantel und schwarzem Barett. Man fühlt sich Jahrhunderte zurückversetzt, und doch ist es nur ein Student unserer Tage, denn bis heute noch hat sich die alte Tracht bei Vorlesungen und gemeinsamem Mittagsmahl, bei Kirchenbesuch und im Verkehr mit den Dozenten erhalten.

Auch nach Eintritt der Dunkelheit und an Sonntagen wird die alte Tracht getragen. Der Sonntag ist für den englischen Studenten der langweiligste Tag der ganzen Woche. Jeder Student, der der englischen Kirche angehört, ist zu zweimaligem Kirchenbesuch verpflichtet, wodurch weitere Ausflüge unmöglich gemacht sind, abgesehen davon, dass ja auch der Eisenbahnbetrieb

in England am Sonntag eingeschränkt wird. Alle Sports mit Ausnahme des Schwimmens sind strenge verboten, so bringt man den Tag mit Lesen, Musizieren, Schach und Kartenspiel hin. Die beiden Hauptstrassen der Stadt, an denen 16 von den 18 colleges in Cambridge liegen, und wo an Wochentagen ein reges Leben herrscht, sind öde und leer.

Geradezu ausgestorben ist die Stadt aber in den Ferien, es sei denn, dass gerade der University extension Verein seinen Vorlesungskursus abhält. Der Zweck dieser Bewegung ist der, die Universitätsbildung der grossen Masse zugänglich zu machen. In fast jeder englischen Stadt giebt es Zweigvereine, die ähnlich wie die Hamburger Schulbehörde Vorlesungen veranstalten, zu denen die Dozenten von Oxford oder Cambridge herüberkommen. Daran schliesst sich im Juli ein kurzer Kursus auf einer der beiden Universitäten. Er dauert etwa eine Woche, in welcher den ganzen Tag von morgens bis abends Vorlesungen gehalten werden. Am Schluss werden Examina gehalten, doch ist niemand verpflichtet, sich einer Prüfung zu unterziehen. Die Gebühren sind sehr niedrig, und die meisten Professoren dozieren hier unentgeltlich.

* * *

Für die regelmässigen Studenten zerfällt das Universitätsjahr in 3 terms, wie bei uns in 2 Semester. Der Engländer beginnt seine Studien immer Anfang Oktober, nicht auch um Ostern. Der erste term dauert bis Weihnachten, der zweite, genannt Lent-term, von Anfang Januar bis Ostern und der dritte, der May-term, bis Mitte Juni. Zwischen dem October- und dem Lent-term liegen drei Wochen Ferien, um Ostern etwa vier Wochen, während die Sommerferien fast vier Monate lang sind. Daher wird im Sommer noch ein vierter term, der Long Vacation-term, eingeschoben, der über den ganzen Juli und August dauert. Es wird aber niemand gezwungen, zu diesem term zu kommen. Infolgedessen ist dann etwa nur die Hälfte aller Studenten dort, die Sports sind nicht so gut besetzt, auch fehlt es an öffentlichen Wettkämpfen, und darum wird dieser term besonders zum Arbeiten benutzt. In Oxford ist er unbekannt, dafür studiert man dort vier Jahre statt der drei in Cambridge.

Das Studium selbst ist von dem deutschen recht verschieden. Das Aufnahmeexamen wird nicht auf der Schule, sondern erst auf der Universität

während des ersten Jahres abgelegt. Bei dieser Eintrittsprüfung zeigt sich die Abgeschlossenheit Oxfords und Cambridges gegen die anderen, neueren englischen Universitäten. Selbst wer auf einer anderen Universität ein noch so schweres Abgangsexamen bestand, muss hier sich der Eintrittsprüfung unterziehen, nur die Schwesteruniversität Oxford resp. Cambridge wird als gleichartig anerkannt. Befreit ist nur ausserdem, wer das Abgangszeugnis einer der public schools in Oxford oder Cambridge oder ein deutsches Abiturientenzeugnis vorlegen kann. Ersteres, weil die Prüfungen von Universitätsprofessoren abgehalten werden, letzteres weil der Ruf deutscher Schulbildung ein ausgezeichneter ist, und die Aufnahmeprüfung in der That weniger Anforderungen stellt als unser Abiturientenexamen.

Hat der Student dies Examen glücklich bestanden, so sucht er sich unter den Materien, die dort gelehrt werden — es sind dies dieselben wie auf einer deutschen Universität — diejenige aus, die ihn am meisten interessiert, ohne Rücksicht auf seinen späteren Beruf. Am besuchtesten sind wohl die Vorlesungen über Geschichte und moderne Sprachen. Von einer Fachausbildung ist ausser bei den Medizinern nicht die Rede: der zukünftige Theologe hört vielleicht juristische, der Jurist der Zukunft naturwissenschaftliche Vorlesungen. Ja, die englische Staatskirche sieht es sogar ungern, wenn ihre Jünger ausschliesslich Theologie studieren. Nach drei Jahren wird das Universitätsexamen bestanden, entweder ein tripos, ein dreifach geteiltes Spezialexamen, oder ein general, welches mehrere Materien umschliesst, dafür aber in den einzelnen nicht so grosse Ansprüche stellt. Nach diesen drei Jahren kann man, wenn man das Examen bestand, noch ein viertes auf der Universität bleiben, um als m. a., magister artium weiter zu studieren. Fiel man durch, steht einem weiteren Versuch nach einem Jahre natürlich nichts im Wege.

* * *

Der Engländer sieht in der Universität nicht so sehr eine ideale Pflegstätte der Wissenschaften, als den Platz, wo die jungen Leute sich ausbilden und für ihr späteres Leben vorbereiten sollen. Trotzdem wird eine Fachausbildung gar nicht angestrebt, wobei man auf die praktischen Anlagen der Engländer

vertraut, die in der Praxis schon genug lernen würden, sondern man versucht lieber den Charakter zu entwickeln, indem man dem Studenten allgemeine Bildung giebt und in ihm Verständnis und Interesse für Wissenschaft und schöne Künste erweckt. Auch erklärt sich dieser Unterschied von deutscher Universitätsbildung zum Teil dadurch, dass das Leben vieler junger Engländer ganz anders verlaufen wird als das eines studierten Deutschen, und dass deshalb die Vorbildung auch eine andere sein muss. Eine verhältnismässig grosse Zahl der Studenten in Cambridge wird später keinen eigentlichen Beruf ergreifen. Die Stellung und der Reichtum ihrer Eltern sichern ihnen ein müheloses Einkommen. Ferner besuchen vielfach junge Kaufleute, die in der city und der stock exchange ihren Erwerb suchen werden, die Universität. Beide würden mit einer Universitätsfachausbildung nichts anzufangen wissen. Eine dritte, grosse Gruppe bilden die, welche vom Staat in den vielen Kolonien angestellt werden. Diese Stellungen über See, in so verschiedenen, meistens halbzivilisierten Ländern, sind so eigenartig und so grundverschieden, dass eine gemeinsame Vorbildung unmöglich ist, zumal da es sich nur um eminent praktische Fragen im Verkehr mit ungebildeten Völkern handelt, wo Wissen wenig, Takt und Charakter alles bedeuten. Ein Theoretiker mit all den Vorurteilen seiner Bildung, dem mühsam eingetrichtert ist, was sich dort in der Praxis von selbst lernt, wird seinen Platz nicht halb so gut ausfüllen, wie ein frischer Praktiker mit dem Rückhalt allgemeiner Bildung.

Neben der Aufgabe zu bilden und zu lehren hat die Universität vor allem auch die, den Charakter der Studenten zu entwickeln, eine Aufgabe, die sie nicht so sehr durch Belehrung und Regelung erfüllt, als durch das ganze Universitätsleben und den Verkehr der Studenten unter einander. Den aber schaffen nicht die Universitätsautoritäten, sondern hier schafft sich der Volkscharakter mit seinen Abneigungen und Leidenschaften, seinen Liebhabereien und Beschäftigungen ein Reich, in dem er unbeschränkt herrscht. Wie sich die Nationen und ihre Charaktere verschieden entwickelt haben, je nach der Abstammung und Geschichte des Volkes, nach den Zielen, denen sie nachstrebten, nach den geographischen und klimatischen Verhältnissen und nach den tausend verschiedenen Bewegkräften der Geschichte, so hat sich auch das Universitätsleben mitentwickelt, stets ein Spiegel des Volkscharakters und darum stets interessant für andere Völker und für andere Zeiten. So zeigt das englische Universitätsleben grosse Unterschiede von dem deutschen. Der englische Student

ist vor allem nicht so unabhängig wie der deutsche. An der Spitze eines jeden college steht der master, der das college leitet und nach aussen vertritt. Die Oberaufsicht über die 200—700 Studenten des einzelnen Instituts führt dagegen der college-tutor. Er allein kann die Erlaubnis geben, während des terms die Stadt zu verlassen, und ihm hat man persönlich am Ende jedes terms seine Abfahrt anzuzeigen. Er bespricht mit jedem Studenten den Studiengang am Beginn des terms und verhängt Disziplinarstrafen, die in Geldbussen und Verboten, abends das college zu verlassen, bestehen, auch eventuell in dem Befehl, die Universität zu verlassen. Letzteres kommt in England viel häufiger vor als bei uns, da schon verhältnismässig geringfügige Vergehungen diese Massregel veranlassen.

Für die Ordnung auf den Strassen sorgen, soweit Studenten in Betracht kommen, zwei von der Universität beauftragte Dozenten, proctors (procuratores) genannt, die abends und an Sonntagen würdevoll die Strassen durchschreiten, in feierliche Amtstracht gekleidet und gefolgt von zwei schwarz gekleideten Dienern mit hohen Hüten, die an Ketten ein grosses Buch, welches die Universitätsregeln enthält, hinterherschleppen und den Ehrentitel bulldogs führen. Dass diese Einrichtung sich neben dem policeman erhalten hat, verdankt sie wohl nur dem alten Herkommen. Die Hauptthätigkeit dieser proctors besteht darin, sich diejenigen Studenten zu notieren, welche zu den vorgeschriebenen Zeiten nicht in cap and gown, der Universitätstracht, gehen oder in cap and gown auf offener Strasse trotz eines uralten Verbots rauchen. Die Folge einer solchen Notierung besteht in einer Geldstrafe.

Alle Collegethore werden abends um zehn Uhr geschlossen und öffnen sich nachher nur gegen Zahlung von two pence. Bis 12 Uhr muss jeder Student sich innerhalb seiner Collegemauern befinden, ein späteres Ausbleiben wird nur in ausserordentlichen Fällen gestattet und, wo es ohne Erlaubnis geschieht, im Wiederholungsfalle oft mit dem Befehl die Universität zu verlassen bestraft. Doch klingt diese Beschränkung gefährlicher als sie ist, denn da die guten Freunde fast immer in demselben college zusammenwohnen und innerhalb der Mauern keine Beschränkungen den Verkehr hindern, da ferner der englische Student ein Wirtshausleben gar nicht schätzt, sondern sich mit seinen Freunden auf seinem Zimmer trifft, wird dieses als Zwang nur wenig empfunden. Unangenehm ist die Beschränkung nur für den, der nicht im college, sondern in einer Mietswohnung wohnt. Da die alten College-

gebäude nämlich nicht Raum genug für die grosse Zahl Studenten unseres Jahrhunderts bieten, und für Anbauten nicht überall Platz vorhanden ist, wohnen eine Anzahl Studenten in ihrem ersten term allein in Mietswohnungen. Die Beschränkungen sind hier dieselben, und die Vermieter werden von den einzelnen colleges angehalten mitzuteilen, wann die Studenten abends nach Hause kamen.

Der Verkehr der einzelnen Studenten beschränkt sich fast ganz auf die Genossen desselben college. Nicht als ob etwa Etiketteregeln dem Verkehr mit anderen Studenten entgegenständen, aber mit den Kommilitonen seines college kommt man so oft in Berührung, dass dadurch allein schon ein intimer Verkehr hervorgerufen wird.

Die Vorlesungen liegen ausschliesslich am Morgen. Und zwar veranstaltet jedes college in seinen Gebäuden Vorlesungen, die für die ganze Universität offen sind. Die Wege zwischen den einzelnen Vorlesungen sind daher oft recht weit und das akademische Viertel, das vielleicht so entstanden ist, hat in Cambridge noch viel Berechtigung.

* * *

Der Mittag gehört den so sehr populären Sports, an deren einem sich fast jeder Student beteiligt. Die Zahl der Spiele ist gross, da jeder Sport, jedes Spiel, das in England betrieben wird, auch hier Anhänger findet. Rudern, Cricket und Fussball sind die beliebtesten, aber auch Lawn-tennis, Tennis, Raquets, Golf, Lacrosse, Fives, Hockey, Polo, Reiten, Schwimmen, Laufen, Schiessen, Turnen, Radfahren, Fechten etc. haben hier ihre mehr oder weniger zahlreichen Anhänger.

In den beliebteren Sports hat jedes college seinen eigenen Klub, in den anderen giebt es einen Universitätsklub. So hat jedes college sein Boothaus, seine Lawntennisplätze, seinen Cricketplatz, der im Winter für Fussball benutzt wird. Rudern ist am populärsten. Einerseits, weil das ganze Jahr hindurch gerudert wird, denn das Klima ist in Cambridge so milde, dass der Fluss höchstens im Dezember und Januar zufriert. Alle anderen Sports werden

dagegen entweder nur im Sommer, z. B. Cricket, Lawntennis, oder nur im Winter geübt, z. B. Fussball, Lacrosse. Andrerseits wird Rudern auf den englischen Schulen nur wenig getrieben, so dass die grosse Mehrzahl der Studenten diesen Sport erst in Cambridge lernt. Darum hat auch der Aussicht zu den Besten zu zählen, der auf der Schule nichts leistete, während z. B. im Cricket die ersten Stellen von denen eingenommen werden, die sich schon auf der Schule ausgebildet und dort einen Ruf erworben haben. Endlich werden zum Rudern auch mehr Leute gebraucht als zu irgend einem andern Sport. Jeder Klub hat seine Farben, und selbst wer keinen Sport ausübt, trägt doch am Strohhut und an der Kravatte die Farben seines college, als welche die des betreffenden Ruderklubs gelten.

In allen Sports herrscht unter den colleges ein reger Wetteifer und täglich werden Wettfahrten und Wettspiele gegen einander ausgefochten. Wer bei diesen sein college vertreten durfte, erhält auf seiner Sportjacke ein Abzeichen, auf das die glücklichen Träger sehr stolz sind, da immer nur wenige so geehrt werden, denn wer sich einmal als zu den Besten gehörig erwies, vertritt sein college in allen Kämpfen. Ueber den Collegeklubs und aus ihnen gebildet steht ein Universitätsklub, der die Wettkämpfe leitet, die Regeln feststellt und die Leute aussucht und vorbereitet, die die Universität im Kampfe gegen Oxford vertreten sollen, denn solche Kämpfe finden nicht etwa nur im Rudern, sondern in allen Sports statt. Die Farbe aller Universitätsklubs in allen Sports ist hellblau gegen Oxfords dunkelblau. Sie tragen zu dürfen ist der Ehrgeiz fast aller Studenten, doch darf dies nur, wer für Cambridge kämpfte.

Bei allen Sports wird der Amateurstandpunkt ängstlich gewahrt. Für die Kämpfe zwischen den Universitäten wie zwischen den colleges winkt als Siegespreis nur die Ehre und die Berechtigung des Farbentragens, letzteres noch dazu nur für den ersten Kampf, da das einmal erworbene Recht nie wieder verloren wird. Gelehrt werden die Sports nur von den älteren oder von früheren Studenten, und so heiss auch z. B. die Rivalität im Rudern ist, ist es doch etwas ganz gewöhnliches, dass sich ein Collegeklub, der keinen tüchtigen Trainer unter seinen Mitgliedern hat, an ein anderes college wendet und von diesem ein Mitglied als Trainer erhält, obwohl es in demselben Rennen startet.

Die Universitätsbehörden befördern die Sports nach Kräften, denn sie sehen nicht mit Unrecht in ihnen ein vorzügliches Erziehungsmittel für

den Körper, wie für den Charakter. Ein vernünftiger Sportbetrieb ist nur möglich, wo sich viele beteiligen. Nicht nur, dass das Ausbleiben eines Einzigen auch alle anderen zur Unthätigkeit verdammt, sondern auch beim Spiel selbst, z. B. beim Fussball oder Rudern im mehrruderigen Boot, kommt es viel mehr auf Zusammenarbeit, auf gegenseitige Unterstützung an, als auf die Glanzleistung eines Einzelnen. So lernt man auf andere Rücksicht zu nehmen und sich freiwillig dem Wohl des Ganzen unterzuordnen. Man lernt seine persönliche Eitelkeit unterdrücken und in den Genossen, auf die man angewiesen ist, Tüchtigkeit und Energie zu schätzen. Auch die Selbstverwaltung aller Sportsachen durch die Studenten, denen darin vollkommen freie Hand gelassen wird, hat ihre grossen Vorteile. Zu den erstrebten Ehrenämtern werden wirklich die Tüchtigsten gewählt, wodurch ein gesunder Wetteifer erzeugt wird. Die



Machtbefugnisse des Vorstands sind nahezu unbeschränkt. So hat der Präsident des Cambridge-University-Boat-Club ganz allein die Aufgabe, aus etwa 300 rudernden Studenten die 8 herauszusuchen, die gegen Oxford rudern sollen, und damit zu den berühmtesten Studenten des Jahres werden. Dass hierbei Begünstigung fast nie vorkommt, und man von Streitigkeiten nur selten hört, zeugt davon, wie ein solches Ehrenamt zu Uneigennützigkeit und Selbstbeherrschung anfeuert. Das Training, das in den einzelnen Sports verschieden strenge gehalten wird, verlangt grosse Selbstbeherrschung, während im Kampfe selbst das Aushalten trotz Ermattung, das Besonnenbleiben trotz Aufregung an die Willensenergie Anforderungen stellt, wie sie sonst nicht oft erhoben werden. Solche Kämpfe haben seit Anfang dieses Jahrhunderts bestanden. Die Kämpfer haben jedes Jahr gewechselt, aber die colleges sind dieselben

geblieben. Daher kommt es, dass die einzelne Persönlichkeit ganz zurücktritt, dass jeder nur für sein college kämpft, dessen athletischen Ruf, wie ihn die Vorgänger geschaffen haben, jeder zu erhalten versucht. Infolgedessen zeigen auch die Sports recht deutlich die Zusammengehörigkeit der einzelnen colleges. Wo ein bedeutendes match stattfindet, strömen alle nichtbeteiligten Collegegenossen zusammen, um die Kämpfer anzufeuern.

Einen besonders hübschen Anblick gewähren die Bootrennen. Der Fluss ist unterhalb Cambridge, dort wo die Rennen stattfinden, so schmal, dass nur gerade Platz genug für ein Rennboot ist. Infolgedessen sind die Rennen sogenannte bumping races, in denen die Boote (Achter) gleichzeitig in Abständen von etwa 50 m hintereinander starten. Jedes Boot versucht seinen Vordermann anzurennen. Gelingt ihm dies, so hören beide Boote auf zu rudern und starten am nächsten Tag in umgekehrter Reihenfolge. Durch jedes Anrennen rückt man also einen Platz auf, und die Ergebnisse des letzten Tages bestimmen die Reihenfolge am ersten Renntag des nächsten Jahres. Jedes college versucht möglichst den ersten Platz zu erreichen, wozu aber jahrelange Anstrengungen gehören, da 32 Boote in 2 Abteilungen starten, die Rennen nur 4 Tage hintereinander stattfinden und man an einem Tage nur einen Platz aufrücken kann. Diese Rennen bieten ausser der Möglichkeit, auch auf schmalen Flüssen Wettfahrten zu veranstalten, noch die weiteren Vorteile, dass nur andauernde Tüchtigkeit zum Siege verhilft, und dass mehr als ein Boot gewinnen kann, da jedes als Sieger gilt, das alle 4 Tage einen Platz eroberte.

Auf dem einen Ufer des Flusses bilden alle die Familien und Freunde der Ruderer in Booten, Wagen, coaches etc. eine bunte Menge, während auf dem andern die Collegegenossen in Klubfarben ihr Collegeboot in grossen Scharen nebenher laufend begleiten, und versuchen mit Pfeiffen, Glocken, Knarren, Schreien etc. den Ruderer anzufeuern. Vor dem Rennen fahren alle Boote in Parade zum Start, die Mannschaften in Gala, wobei diejenigen, die am Tage vorher einen Sieg erfochten, Blumen in den Klubfarben am Strohhut tragen dürfen. Ist ein Sieg erfochten, so wird am letzten Renntage die Mannschaft unter riesigem Jubel und mit fliegenden Fahnen auf den Schultern nach Hause getragen, und am Abend nach einem Festessen im college ein riesiges Freudenfeuer veranstaltet.

Sport ist zweifelsohne für den englischen Studenten das vorherrschende Interesse, es wäre aber falsch, wollte man, wie es so häufig in Deutschland

geschieht, annehmen, dass hiermit seine Interessen und Beschäftigungen erschöpft wären, was unvermeidlich zur Verbauerung führen müsste. Der englische Student ist geistigen Anregungen gerade besonders zugänglich.

* * *

Eine grosse Rolle spielt auf der Universität die Union-Society, ein Studentenklub, dem etwa 1000 Mitglieder angehören, und der gesellige Zwecke verfolgt. Er besitzt ein dreistöckiges, hübsch und bequem eingerichtetes Haus. Dasselbe enthält ausser einer grossen Bibliothek, die hauptsächlich aus belletristischen Werken besteht, Lese-, Rauch- und Schreibzimmer, in denen fast alle englischen und die bedeutendsten ausländischen Zeitungen ausliegen. Auch kann man dort frühstücken und zur Mittagszeit Thee trinken. Ihren Hauptruf verdankt die Gesellschaft den Debatten, die seit etwa 1830 allwöchentlich während des terms unter den Studenten in einem grossen Debattiersaal auch in diesem Hause stattfinden. Jedes Mitglied kann ein beliebiges Thema vorschlagen, unter denen in der einer Debatte vorangehenden Woche der Vorstand eins aussucht. Am beliebtesten sind politische Fragen, aber auch litterarische und philosophische finden bisweilen ihre Verfechter. So wurde z. B. am 26. Mai 1896 die Frage erörtert: »That the military organization of civilized nations being contrary to the progress of humanity this House would advocate international disarmament.« Der Antrag wurde mit einer Majorität von 13 Stimmen verworfen. Die Beteiligung ist sehr rege, namentlich wenn Studenten aus Oxford zum Besuch da sind, oder wenn ein früheres Mitglied und jetziges member of Parliament die Debatte eröffnet.

Neben diesen Debatten hat noch jedes college wöchentlich seine eigene Debatte, doch dienen diese mehr zur Erheiterung und Unterhaltung, während in der Union-Society die Ansichten mit Ernst und Eifer vertreten werden. Die Reden zeugen oft von grosser rednerischer Begabung und von bewundernswertem Fleiss und tragen sichtlich zur Hebung des Interesses für die betreffenden Fragen bei.

Eine recht beliebte gesellige Vereinigung bilden ferner die musical clubs, deren jedes college einen hat. In ihnen wird fleissig Chorgesang geübt und in jedem term ein smoking-concert für das college gegeben. Daneben giebt es zwei University musical clubs, von denen der eine jeden Winter grosse

Konzerte veranstaltet, der andere allwöchentlich ganz vorzügliche Dilettantenkonzerte unter seinen Mitgliedern veranstaltet. Neben ihnen steht der University Dramatic Club, in Cambridge bekannt als der A D C, welcher zweimal jährlich Amateur-Theatervorstellungen giebt. Ausserdem giebt es nur ein Theater in Cambridge, in dem Theatertruppen aus London etc. während des ganzen terms Gastvorstellungen geben.

Alle diese Klubs haben namentlich den Vorteil, dass sie die Studenten verschiedener colleges zusammenbringen, während die Sportvereine sich ja meistens auf ein college beschränken. Der Verkehr der Studenten untereinander wird dadurch sehr erleichtert, dass fast gar keine Etiketteregeln bestehen. Das einzige Vorrecht der älteren Studenten liegt darin, dass sie sich den jüngeren vorstellen, sonst stehen sich alle Semester durchaus gleich, und wenn im Oktober der neue Jahrgang kommt, fühlen sich die Älteren verpflichtet, ihre Bekannten unter den Neulingen mit ihren Freunden bekannt zu machen. Hierfür laden sie beide zusammen zu sich ein, und zwar zum ersten Frühstück, das in Cambridge mit gutem Grunde die übliche Mahlzeit für Einladungen ist. Das zweite Frühstück liegt unmittelbar vor der Sportsthätigkeit, ist daher sehr bescheiden und zu Einladungen nicht geeignet, während das Mittagessen zwischen 6 und 7½ Uhr gemeinsam eingenommen wird. In einer geräumigen hohen Halle mit bunten Fenstern und altertümlichen Verzierungen sitzen die Studenten an langen Tischen, während die unverheirateten Professoren an einer etwas erhöhten Tafel essen.

Die Beteiligung wird nicht erzwungen, aber für vier Tage muss der Preis des Essens bezahlt werden, sodass immer eine grosse Majorität erscheint. Darum eignet sich auch das Mittagessen nicht gut zu formellen Einladungen, wenngleich es im kleinen Kreise unter guten Freunden oft auf dem eigenen Zimmer eingenommen wird, da die Collegeküche zu jeder Zeit alles Gewünschte auf das Zimmer liefert.

* * *

Das eigene Zimmer ist für den englischen Studenten von viel grösserer Bedeutung als für den deutschen. Hier bewirtet er seine Freunde, hier verbringt er die Abende mit ihnen, bald beim Whist oder Schach, bald nur

in gemütlichem Zusammensein, wobei der Engländer stets die kurze Pfeife raucht. Erfrischungen hat man in seiner Vorratskammer, und sollten sie ausgegangen sein, so leiht man sich diejenigen seines Nachbars. Zu solchen Abenden eignen sich die Collegezimmer besonders gut. Sie sind alle sehr geräumig, und um den altertümlichen Kamin und auf den Fensterbänken in den dicken Mauern sitzt es sich sehr gemütlich. Die Einrichtung wird gewöhnlich von dem letzten Bewohner übernommen und die Wände sind bedeckt mit Siegestrophäen, Erinnerungen, Photographien. Jede Wohnung besteht aus einem Schlaf- und einem Wohnzimmer.

Die Bedienung ist im college ausschliesslich männlich, und wenn den guten Leuten auch mancher Streich gespielt wird, so ist das Verhältnis zwischen ihnen und den Studenten doch ein ausgezeichnetes. Einmal im Jahre haben die Bedienten jedes college ihren Festtag. Am Nachmittage wird ein cricket match zwischen ihnen und den Studenten ausgefochten, wobei Letzteren allerlei Erschwerungen auferlegt werden, um die Aussichten gleicher zu machen. Am Abend findet ein feierliches Abendessen in der hall statt, bei dem die Studenten bedienen, und nachher ein gemütliches Zusammensein aller, wobei fleissig geraucht wird und songs zum besten gegeben werden.

Auch die Universität hat ihre Festwoche, die May Week, am Ende des Mayterms, in welcher die Stadt mit Verwandten und Freunden der Studierenden überfüllt ist. Die eigentliche Veranlassung bieten die Bootrennen, während am Abend von den verschiedenen colleges Bälle und Konzerte veranstaltet werden. Daneben giebt es noch einzelne Festtage. So der Tag, an welchem die Ehrenwürden (honorary degrees) der Universität alljährlich verliehen werden. Die Geehrten ziehen in feierlichem Zuge nach dem senate house, wo sie von dem public orator der Universität mit einer lateinischen Rede begrüsst werden. Die Studenten haben hierzu Zutritt, und es ist eine alte Sitte, dass sie hierbei grossen Lärm machen, sodass der unglückliche Professor nicht verstanden wird, während man von der Galerie allerlei Fahnen und Emblemen schwenkt. Ein anderer Festtag ist der Tag, an dem die Ergebnisse der Universitäts-Mathematikprüfung verkündet werden. Da nämlich nur bei dieser Prüfung alle einzeln, nach der Examensleistung geordnet, verlesen werden, hofft jedes college, dass eins seiner Mitglieder als senior wrangler, d. h. als erster genannt werden wird. Die Nennung wird immer gebührend gefeiert, geradezu betäubend aber soll der Lärm das eine Mal gewesen sein, als die

Leistung einer Dame, die als Dame diesen Titel jedoch nicht erlangen konnte, noch die Leistung des senior wrangler übertraf. Ausserdem besteht hierbei noch die merkwürdige Sitte, dass der letzte in der langen Reihe einen grossen Löffel bekommt. Sinn und Ursprung dieser Sitte sind unbekannt.

Man könnte wohl annehmen, dass die Fülle von Interesse, die der Student allen diesen Einrichtungen entgegenbringt, seine Zeit und seine Fähigkeiten gänzlich in Anspruch nehmen würde, doch hat sich der englische Student seinem viel weniger vielseitigen deutschen Kommilitonen gegenüber darin bedeutend überlegen gezeigt, dass er für alle neuen Bestrebungen leicht zugänglich ist. Namentlich die soziale Frage hat nicht nur Interesse hervorgerufen, sondern auch ein thätiges Eingreifen in die grosse Frage bewirkt.

Im Eastend Londons und in den Arbeitervierteln fast aller grossen Industriestädte stehen unter all den gleichförmigen Arbeiterhäusern Gebäude, die bald von den Universitäten, bald von einzelnen colleges errichtet sind. In ihnen wohnen Studenten nach Belieben für längere oder kürzere Zeit, nur der Vorsteher ist ständig angestellt. Diese Studenten suchen die grosse Kluft zwischen Arm und Reich zu überbrücken und denen zu dienen, denen sie an Bildung und Klugheit weit überlegen sind.

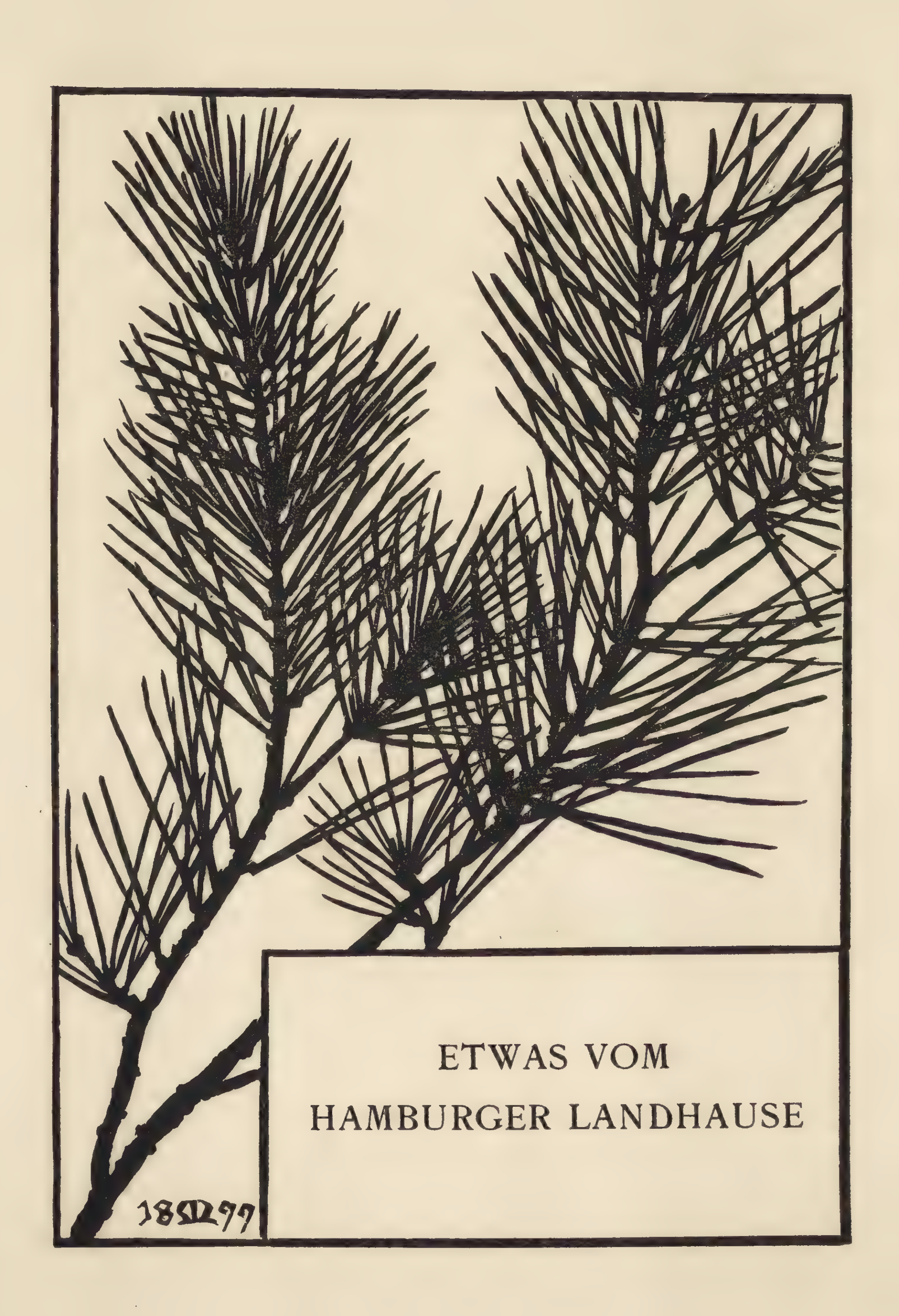
Es werden unentgeltlich Vorträge gehalten und Unterricht gegeben. Die Studenten gründen sportliche, bildende und andere Klubs, errichten Sparkassen und stehen den Arbeitern jederzeit mit Rat und That bei. Daneben versuchen sie das eintönige und glanzlose Arbeiterleben zu verschönern, veranstalten Konzerte und andere gesellige Unterhaltungen, unternehmen am Sonntage Ausflüge mit den Leuten und veranstalten Ausstellungen der Kunstschätze privater Sammler.

Auch weniger entsagungsvolle Bestrebungen haben ihre Anhänger gefunden, so versucht eine Zahl englischer Studenten den religiösen Sinn des Volkes zu heben, indem sie sich Sonntags an den besuchtesten Plätzen aufstellen und geistliche Lieder singen, woran sich eine kurze Ansprache schliesst. Andere wieder haben sich vereinigt, um im Sommer in den besuchtesten Seebädern sich der Kinder der Badegäste anzunehmen, da diese häufig von ihren Eltern gänzlich sich selbst überlassen werden. Sie leiten die Kinder zu anregenden und vernünftigen Spielen an und versuchen sie auch sonst günstig zu beeinflussen. Auch sonst giebt es noch eine ganze Reihe ähnlicher Bestrebungen, für die in Cambridge eifrig gearbeitet wird.

Bis jetzt ist England das einzige Land, wo die studierende Jugend sich willig gezeigt hat, selbst Hand anzulegen an die Entwickelung der sozialen Frage. Dies erklärt sich zum Teil daraus, dass man sich in England überhaupt schon am längsten mit dieser Frage beschäftigt hat, zum Teil aus dem englischen Nationalcharakter, der mit kühnem Unternehmungsmut alles erstrebt, was ihm praktisch erscheint, und doch daneben an altüberkommenen Gebräuchen festhält. So zeigt er sich auch auf den Universitäten. An alten Einrichtungen und Sitten hat man festgehalten, auch wo sie drücken, aber durch die alten Einrichtungen weht ein frischer moderner Geist, der sie nicht einseitig erstarren oder unpraktisch veralten lässt. Anders, doch nicht schlechter, haben sich die deutschen Universitäten entwickelt. Gerade die Unterschiede machen das Leben dort so lehrreich und interessant, dass wohl keiner, der einmal drüben gewesen ist, seinen Aufenthalt in Cambridge bereut.

OSKAR H. RUPERTI




ETWAS VOM
HAMBURGER LANDHAUSE

Von jeher haben die Hamburger das Landleben gern gehabt. Zu den Zeiten, als Hamburg noch Festung war, dienten die Gartenhäuser nur zu vorübergehendem Aufenthalt, meist nur für einige Tage. Erst als die Festung



aufgehoben wurde, wurden die Landhäuser während des ganzen Sommers bewohnt; für den Winter zog man zur Stadt.

Die neuere Zeit hat auch hier einen Umschwung herbeigeführt. Durch die ungeahnte Vergrösserung der Stadt, die Anlage von Fabriken und den starken Dampferverkehr auf dem Elbstrome häuft sich so viel Kohlendunst,



ALTES HAUS IN EPPENDORF

Russ und Staub in der Luft an, dass die Bessergestellten es vorziehen, das ganze Jahr ausserhalb der eigentlichen Stadt zu wohnen, in den sogenannten



Bergedorf.
Hinterm Graben 44
28/5 99

Vororten, die jetzt so eng mit der alten Stadt verbunden sind, dass man sie kaum noch trennen kann. Aber dies genügt schon anderen kaum mehr; sie haben sich für Sommer und Winter ganz aufs Land verzogen.


Stadt Hamburg
Bergedorf

Diesem Wandel hat sich das Haus äusserlich und innerlich gefügt.

Ursprünglich waren die Landhäuser nur leicht gebaut; man lehnte sich an die Form der Bauernhäuser an, die man vorfand, und schuf dadurch Bauten, die sich der Landschaft anschmiegten. Man reiste noch wenig und suchte sich in ruhig konservativer Art an Überliefertes zu halten.

Hierin aber trat ein Wechsel ein, als die Eisenbahnen die Entfernungen verkleinerten. Ein Strom Reisender ergoss sich jährlich nach Italien und Frankreich, und nach ihrer Rückkehr suchten diese mit dem den Deutschen leider eignen Weltbürgertum das, was sie draussen gesehen, hier festzuhalten und anzuwenden. Da kam denn die Zeit der hässlichen flachen Dächer und Putzfassaden; die wenigsten konnten oder wollten das Geld daran wenden, die italienischen Marmorfassaden wenigstens in Haustein ausführen zu lassen und verfielen auf das Surrogat, den Cementbewurf.

In diese Zeit des Rückgangs fällt leider der erste Anfang zur Bebauung der Vororte Hamburgs. Man empfand nicht die traurige Wirkung des Surrogats, die solche Putzpaläste in unserer nordischen Gegend machten, wo doch der fast immer graue oder nur mattblaue Himmel bei Gebilden von Menschenhand gerade lebhafte Farben als Gegensatz verlangt.

Ausserdem umgab man diese kümmerlichen Ausgeburten der Nachahmungssucht italienischer Pracht mit ebenso kümmerlichen Nachahmungen der grossen englischen Parks: Das Unglaubliche dieser Zusammensetzung fiel niemandem auf. Man hatte ja gerade in Hamburg die Folge jenes grossen Brandes zu überwinden, der uns nicht allein materiellen Schaden brachte, sondern auch die künstlerische Tradition von Jahrhunderten vernichtete, ein Schaden, der mindestens ebenso gross war. Die alten Vorbilder waren grossenteils verschwunden, und jetzt hielten sich die Mindervermögenden an jene unglücklichen fremdländischen Formen, die schliesslich, nachdem sie von reichen Italienschwärmern eingeführt waren, in ihrer schwächlichen Nachbildung geradezu armselig wirken.

Hier sieht man aber, wie gross die Macht der Gewohnheit ist: trotz der inzwischen entschieden verfeinerten Kunstanschauung ist es fast vergeblich, jedenfalls aber sehr schwer, der einmal eingerissenen Methode zu wehren. Aber das ist ja das Unglück: einige wenige der Reicheren hatten angefangen, sich mit Minderwertigem zu begnügen. Das sickerte immer weiter ins Volk und gewann schliesslich eine solche Ausdehnung, dass es fast unmöglich erscheint, noch entgegenzuwirken.



ALTES HAUS IN BORSTEL

Und doch ist schon seit einem Menschenalter uns ein anderes germanisches Volk in dieser Richtung vorangegangen: die Engländer. Auch dort drohte Anfang des Jahrhunderts durch die Nachahmung der Antike der Putzbau alles andere zu überwuchern, doch hat der gesunde praktische Sinn der Engländer bald die Gefahren erkannt und so die Rückkehr zu der heimischen angestammten Bauweise ermöglicht.



Aber wie kamen die Engländer zu dem Umschwung? Durch die Liebe zu ihrem Lande und zur Natur. Von malerischen Cottages giebt es in England noch eine ganze Anzahl, und dem malerischen Sinne jener Inselbewohner konnte es nicht lange ein Geheimnis bleiben, wie viel schöner sich solche in die Landschaft passende Gebäude machten als die steifen pseudo-klassischen Häuser. Getragen aber ward die ganze Bewegung mit durch Dilettanten, die



mit ihrem Geschmack und Geld praktisch in die Kunst eingriffen und ihrem Lande unendlich viel mehr nützten als die Dilettanten in Deutschland, deren viele es noch nicht wagen, in Kunstdingen eine eigne Meinung zu haben.

Ähnliches soll übrigens auch in der Baukunst Süddeutschlands vorgehen; auch dort holt sie sich an der alten bodenwüchsigen Bauweise frisches Leben.

Wir in Hamburg können darnach unsern Weg ausmessen: Er liegt darin, sich im Äussern nach den noch erhaltenen alten Landhäusern und besseren Bauerhäusern unserer Umgebung zu richten, die jetzt zum Teil mitten in den Vorstädten stehen, und im Innern uns erst einmal allen unnützen Zierrates entledigen, um dann zu sehen, wo wir solchen in massvoller Weise anbringen können, ohne Luft und Licht zu beeinträchtigen.

In unsern Abbildungen sind einige solche Bauten veranschaulicht, die natürlich nicht einfach kopiert werden, sondern zeigen sollen, was ungefähr zu machen ist. Denn meist sind die Zimmer dieser alten Häuser niedrig und Komfort fehlt ganz, aber das ist ja leicht zu ändern. Rote Steine und Dachpfannen — kein Putz und kein Schiefer! — sind Vorbedingungen; malt man das Holzwerk dann weiss oder grün, so hat man eine Farbenwirkung, die bei jedem Wetter reizvoll wirkt.

Je mehr man sich in die alten Bauten hineinsieht, desto mehr gewahrt man, wie praktisch — für jene Zeiten wenigstens — alles angelegt ward.

Dass es sich hier um Häuser von Wenigbemittelten handelt, thut doch kaum etwas zur Sache. Wir haben oben gesehen, dass es ungünstig wirkt, wenn man grosse Vorbilder im Kleinen notdürftig nachahmt. An Einfaches aber kann man leicht anschliessen um Grösseres daraus zu entwickeln.

Die abgezeichneten Häuser stehen meist in Bergedorf; leider werden ihre Tage wohl gezählt sein, dann werden auch sie geistlosen modernen Bauten Platz machen müssen. Sie zeigen den richtigen Stil der alten Bauten einer kleinen Stadt, wie sie noch teilweis einem bäuerlichem Betrieb dienstbar sein müssen. Die vorkragenden Balken und das hohe Dach geben ihnen einen festen Charakter, der durch die Wirkungen der Schlagschatten bedeutend erhöht wird. Eigentümlich ist, wie die alten Bauten das Licht überall hereinlassen, ohne gerade übermässig viel Fenster zu haben. Jetzt, wo die Dielen meist einfach weiss gestrichen sind, kommt Einem das hie und da etwas kalt vor; aber früher sind die Räume gewiss hell farbig gewesen, und dann hat das hereinflutende Licht nur freundlich und behaglich gewirkt.



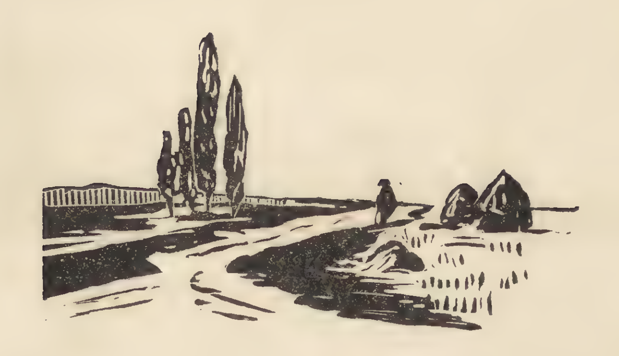
ALTES HAUS IN BERGEDORF

Wie praktisch und bequem sind die Treppen und die Thüren angelegt. Selbst bei den einfachen Bauten kein Übermass aber auch keine Ärmlichkeit, bei aller Festigkeit doch überall Raum, um Luft und Licht hindurch und hereinzulassen.

Die Erker, welche heutzutage meist engbrüstig irgendwo angeklebt sind, tragen bei den alten Bauten eine behagliche Breite und dienen so dazu, das Zimmer zweckmässig zu vergrössern. Eine Bank läuft meist unter dem Fenster der Breitseite hin, und gestattet so den Erker thatsächlich zu benutzen. Durch die Seitenfenster konnte man bequem die Strasse hinauf und hinabsehen.

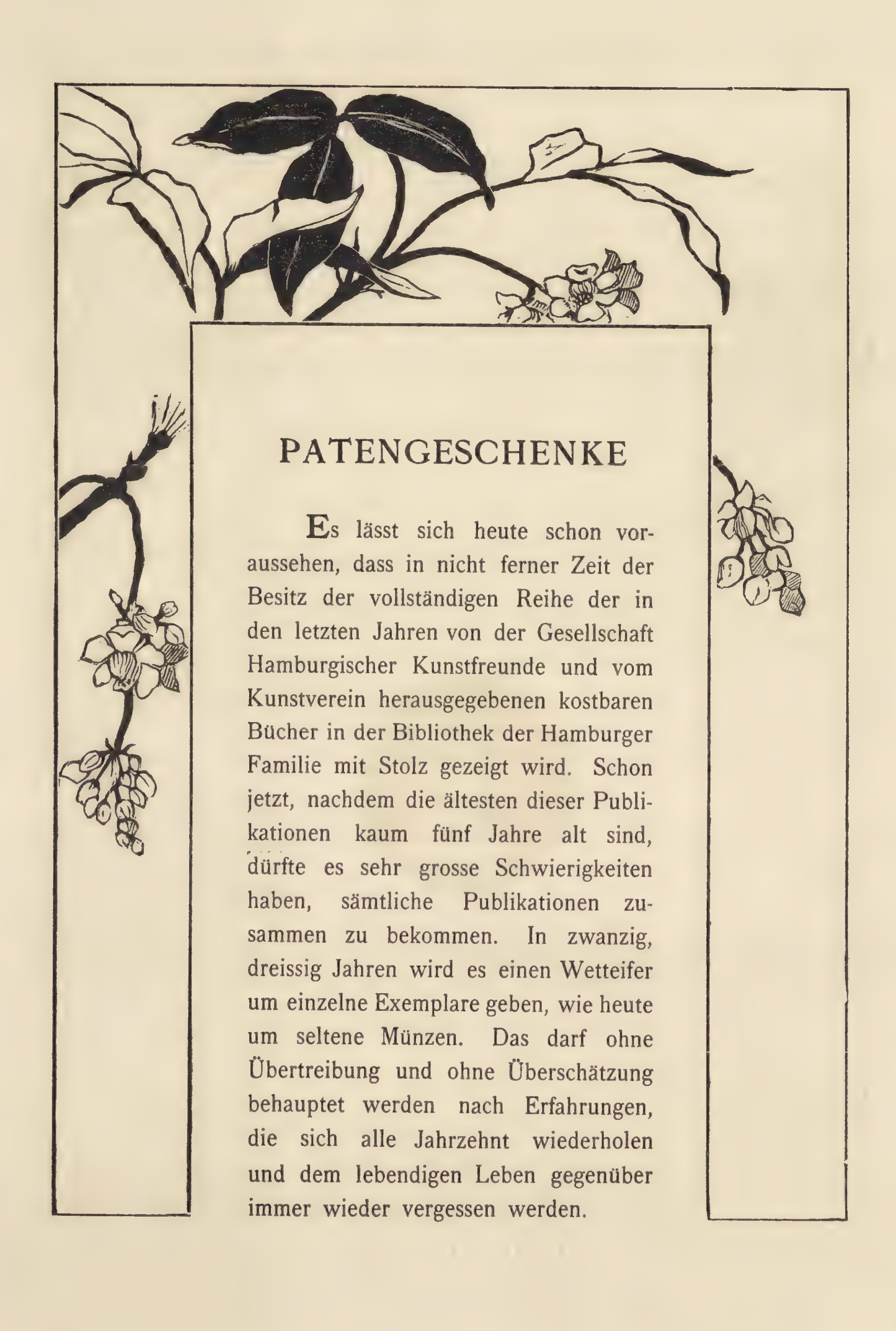
Ich möchte hiermit nur eine Anregung gegeben haben. Meine Zeit erlaubt mir nicht, ein grosses Sammelwerk über die Bauten unserer alten Land- und Bauerhäuser anzulegen und zu veröffentlichen. Wenn sich Jeder, der baut, selbst etwas mehr umschaut, wo er nach seinem Geschmacke an älteren Vorbildern Nachahmungswürdiges findet, so würde das nicht nur ihm selber für die Behaglichkeit seines Lebens zu Gute kommen, sondern auch der Entwicklung unserer bürgerlichen Baukunst.

ED. LORENZ MEYER





PASTORENHAUS IN BILLWÄRDER-MOORFLEET



PATENGESCHENKE

Es lässt sich heute schon voraussehen, dass in nicht ferner Zeit der Besitz der vollständigen Reihe der in den letzten Jahren von der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde und vom Kunstverein herausgegebenen kostbaren Bücher in der Bibliothek der Hamburger Familie mit Stolz gezeigt wird. Schon jetzt, nachdem die ältesten dieser Publikationen kaum fünf Jahre alt sind, dürfte es sehr grosse Schwierigkeiten haben, sämtliche Publikationen zusammen zu bekommen. In zwanzig, dreissig Jahren wird es einen Wetteifer um einzelne Exemplare geben, wie heute um seltene Münzen. Das darf ohne Übertreibung und ohne Überschätzung behauptet werden nach Erfahrungen, die sich alle Jahrzehnt wiederholen und dem lebendigen Leben gegenüber immer wieder vergessen werden.

Es kommt jedoch schon vor, dass Familienväter für einen Sohn oder eine Tochter vom Geburtsjahr an alle Publikationen zurücklegen. Wenn das Kind dann einst zum Bewusstsein kommt, wird es sich eines Schatzes hamburgischer Bücher erfreuen, durch dessen Inhalt es mit dem Leben der Heimat enger verwachsen wird.

Sollte nicht auch der Pate, der, namentlich wenn er dem männlichen Geschlecht angehört, gewöhnlich Schwierigkeiten in der Wahl des Geschenkes zu überwinden hat, ein solches Beispiel sich zu Herzen nehmen?

Die Gesellschaft wird eine solche Gewohnheit sehr gern unterstützen und, falls bei der Commeterschen Kunsthandlung Meldungen stattfinden, für jeden Band ein Widmungsblatt zur Verfügung stellen.

ALFRED LICHTWARK





ANSTRICH

Schon lange habe ich nach einem recht drastischen Beispiel gesucht, um die Abgeschmacktheit des »holzfarbenen Anstrichs« auch dem daran Gewöhnten deutlich zu machen. Ich glaube, ich habe es jetzt gefunden.

Der holzfarbene Anstrich hölzerner Möbel, Thüren, Wandbekleidungen und Geräte ist bekanntlich ein sehr charakteristisches Produkt des neunzehnten Jahrhunderts. In späteren Zeiten werden die Kulturhistoriker sich die Köpfe zerbrechen, wie der Mensch auf solche wahnwitzigen Gedanken kommen konnte. Es wird ihm vielleicht aus der Ferne besser gelingen als uns, die wir

zu nahe stehen, denn wir haben keinerlei stichhaltige Erklärung finden können. Wir wissen nicht einmal ganz genau, wann die Mode aufgekommen ist und woher sie stammt. Noch in den vierziger bis sechziger Jahren strich man die Stühle weiss oder grün und setzte zierliche goldene Ornamente darauf, die Zimmerthüren waren weiss, die Hausthüren grün.

Ich habe nie gehört, dass ein Mensch damals das Bedürfnis gehabt hätte, durch den holzfarbenen Anstrich darauf aufmerksam gemacht zu werden, dass die Thüren und die Fensterrahmen von Holz und nicht Stein seien.

Dann kam es so in den siebziger Jahren wie eine braune Sündflut über uns hereingebrochen. Auf den Schulen, wo die Anstreicher lernen, gehörte das Masern des Holzes zu den höchsten Aufgaben. In den achtziger Jahren erliess eine deutsche Behörde, die in künstlerischen Dingen sehr redliche Absichten hatte und vor Kämpfen im Parlament nicht zitterte, wenn es galt, einen Monumentalbau zu verteidigen — diese ausserordentlich einflussreiche Behörde erliess einen Ukas, dass in ihren Bauten alles Holzwerk holzfarben zu streichen sei.

Waren es die Gothiker, die das verschuldet haben? Ich weiss es nicht, in ihrer Seele liegt es eigentlich nicht, denn von Natur sind sie eigentlich Materialverfechter und allem Surrogat abhold. Aber wenn sie auch nicht die Urheber waren, die Mode haben sie doch mitgemacht. Wahrscheinlich hat der Kultus des Eichenholzes, den die deutsche Renaissance von den siebziger Jahren an zu treiben begann, den holzfarbenen Anstrich aufgebracht. Doch weiss ich es nicht genau zu sagen, weiss auch nicht, von welchem Mittelpunkt die Idee ausgestrahlt ist; ich vermute, Berlin.

Sicher ist nur, dass wir den holzfarbenen Anstrich jetzt haben und schwer wieder los werden können, denn alle Anstreicher haben ihn gelernt und die Architekten sind daran gewöhnt.

Doch scheint die Gegenbewegung schon im Gange zu sein. Man sieht schon wieder eine grüne Hausthür und grüne Gitter und Fensterrahmen. Aber nur in den grossen Städten. In den kleineren und auf den Dörfern beginnt jetzt gerade der Sinn für den holzfarbenen Anstrich zu erwachen

Davon das Beispiel, das mich geradezu erschüttert hat, als ich es kennen lernte.

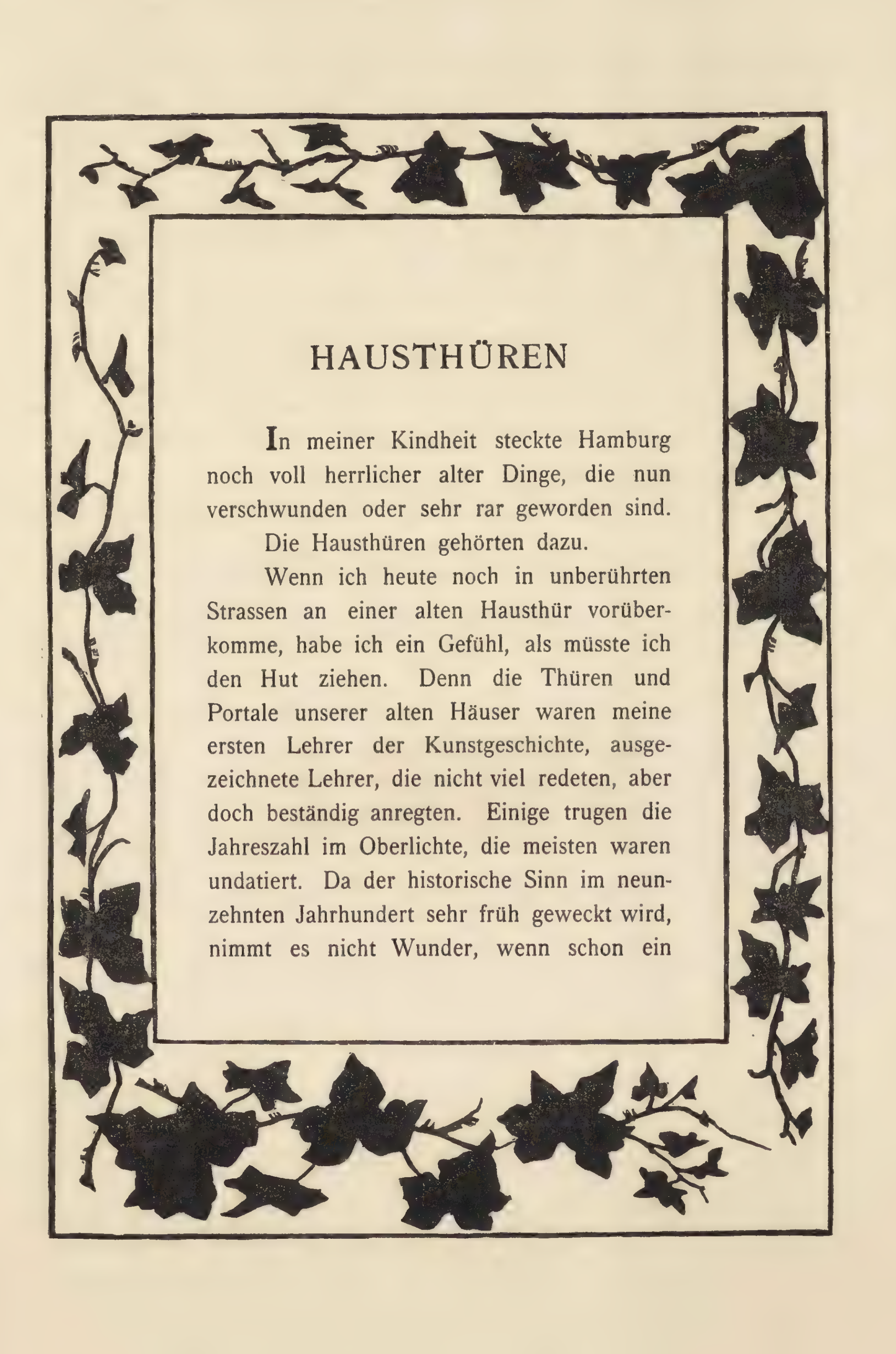
Eine uralte deutsche Stadt hat in ihrem Rathaus einen grossen Saal aus gotischer Zeit. An den Wänden war nicht viel altes mehr, aber vor

wenigen Jahren hatte der Raum noch seine Holzdecke in alter Bemalung, blau mit goldenen Sternen, und von dieser Decke hingen die weltberühmten gotischen Kronleuchter herab mit köstlichen vergoldeten und bemalten Heiligenfiguren in der Mitte, mit Hirschgeweihen als Kerzenträgern. Stand man am Fenster und sah diese feierlich schwebenden Gestalten in ihrer satten milden Farbenpracht und den blauen Himmel der Decke darüber, so überkam es einen wie Andacht und Ehrfurcht.

Das ist nun alles hin, denn der Saal wurde restauriert, und da die Decke aus Holz ist, eine schlichte Bretterdecke mit schmalen Latten auf den Fugen und mit grossen aus Holz geschnitzten Sternen, die auf die Latten genagelt sind, so musste nach der Überzeugung des Stadtbaumeisters alles holzfarben gestrichen werden. Der ganze blaue Himmel ist nun in Eichenholz gemasert, und die goldenen Sterne sind es auch.

ALFRED LICHTWARK





HAUSTHÜREN

In meiner Kindheit steckte Hamburg noch voll herrlicher alter Dinge, die nun verschwunden oder sehr rar geworden sind.

Die Hausthüren gehörten dazu.

Wenn ich heute noch in unberührten Strassen an einer alten Hausthür vorüberkomme, habe ich ein Gefühl, als müsste ich den Hut ziehen. Denn die Thüren und Portale unserer alten Häuser waren meine ersten Lehrer der Kunstgeschichte, ausgezeichnete Lehrer, die nicht viel redeten, aber doch beständig anregten. Einige trugen die Jahreszahl im Oberlichte, die meisten waren undatiert. Da der historische Sinn im neunzehnten Jahrhundert sehr früh geweckt wird, nimmt es nicht Wunder, wenn schon ein

Kind von den datierten Portalen ausgehend die Entstehungszeit der undatierten zu bestimmen sucht. Ich hatte sehr bald heraus, dass es keine Thüren gab, die mehr als hundert bis hundertzwanzig Jahre zählten. Oft trugen die Steinportale eine Jahreszahl aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und die grüne Thür mit ihrem weissen Oberlicht im alten Bogen wies die Schnörkel des Rokoko auf. Warum gab es keine ältere Thüren? Die Änderung des Geschmackes konnte nicht die Ursache sein, denn der spätere Geschmackswechsel hatte die Thüren in Rokoko unberührt gelassen, und als man die Thüren erneuerte, liess man die Steinportale in Ruhe. Es musste schon sein, dass, wie dem Zaun, dem die Volkserfahrung ein Lebensalter von fünf Jahren giebt, auch der Hausthür vom Geschick ihre Spanne Zeit zugemessen ist, hundert oder hundertundfünfzig Jahre, wie es scheint, bei uns, in unserm feuchten Klima.

In diesem Alter der Thüren lernte ich unterscheiden, wie von zehn zu zehn Jahren der Geschmack wechselte. Und als ich in späteren Jahren die Altertümer dieser Epochen in andern Städten und in den öffentlichen Sammlungen studierte, war ich in der Formensprache der letzten Jahrhunderte ganz zu Hause. Das dankte ich unsern alten Thüren und Portalen.

Ein Kind, das heute in Hamburg aufwächst, findet solche Anregungen nicht mehr so reichlich wie zu der Zeit, wo Wandrahm, Kehrwieder und Kajen noch standen. Aber immerhin sind gegenwärtig in Hamburg und in den benachbarten Städten und Flecken noch sehr viele Thüren des achtzehnten und der ersten beiden Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts übrig geblieben, die nicht viele Jahrzehnte mehr Dienst thun werden.

Da wäre es eine sehr lohnende Aufgabe für unsere Dilettanten, in tüchtigen, sehr sorgfältigen Aufnahmen die Veröffentlichung eines »Hamburger Thürbuches« vorzubereiten.

Eine solche Sammlung soll nicht etwa Muster zum nachahmen bieten. Die Zeit, wo man solche Wünsche hegte, liegt hinter uns, und für den Zweck würde die Mühe nicht lohnen.

Sie soll uns vielmehr ein Stück Poesie aus dem Leben unserer Vorfahren retten. Denn die alten Hausthüren haben in der That etwas poetisch anheimelndes. Bei den einfacheren Häusern waren sie die einzigen Schmuckträger an der Fassade. Wer heute mit der Strassenbahn nach Ottensen fährt, findet in den engen Strassen Altonas noch zahlreiche alte Hausthüren von sehr liebenswürdigen Formen, und wenn er Interesse und Zeit hat, kann er

in den schmäleren Nebenstrassen noch viele Entdeckungen machen. So wird er in Altona noch die Anlage der quergeteilten Thüren finden, wie sie in den Marschen gang und gäbe sind, Thüren, deren Oberteil für sich geöffnet werden kann.

Und wie in Hamburg stand es früher bis in die kleinsten Städte hinein im ganzen Norden von Deutschland. Es ist schon so vieles gesammelt und publiziert worden von der Grabplatte bis zur Handlaterne. Eine Sammlung der Motive, die für die Gestaltung und den Schmuck der Hausthür und ihres Oberlichtes zur Anwendung gekommen sind, würde einen tiefen Blick in die Seele unserer Vorfahren thun lassen, die gewiss nicht reicher waren als wir, in deren Herzen aber mehr Liebe zu schönen Dingen des täglichen Gebrauchs lebte. Wie selten wird bei einem neuen Hause auf den Schmuck der Thür Wert gelegt, wie armselig sind mit seltenen Ausnahmen die Gedanken ihres Aufbaues und ihres Schmuckes.

Wenn wir eine hübsche Sammlung alter Erzeugnisse in Zeichnungen beisammen haben, wird sich vielleicht mancher, der sich ein Haus baut, anregen lassen, die alte schöne Sitte wieder aufzunehmen. Denn eine schöne Hausthür in einer schlichten Fassade ist nicht nur Schmuck, sondern auch Symbol. Sie sagt aus, dass der Bewohner, der den billigen äussern Prunk mit Säulen und Ornament an seinem Hause nicht liebt, sich im innern eine behagliche künstlerische Umgebung geschaffen hat. Denn obwohl die Hausthür von der Strasse aus gesehen wird, gehört sie doch gewissermassen schon zur innern Ausstattung.

Die Motive wird man den alten Thüren nicht zu entlehnen brauchen. Wozu wäre der neue Stil da, der jetzt in der ganzen Kulturwelt jedem jungen Künstler und Handwerker unbewusst in den Fingern liegt wie einst das Rokoko?

ALFRED LICHTWARK



EINE ÜBERRASCHUNG

Fast ein Jahr lang hatte ich die Umgebung der grossen Michaeliskirche gemieden. Wenn ich in der Nähe zu thun hatte, machte ich lieber einen Umweg, was mir sehr schwer wurde, denn ich liebe die alte herrliche Kirche wie kaum ein anderes Gebäude in Hamburg.

Als ich zuletzt über den Kirchenplatz gegangen war, wurde gerade die schöne alte Schule abgebrochen, die in ihrer schlichten, kräftigen Architektur die Perspektive so stimmungsvoll abschloss, wenn man die Masse der Kirche von der Mühlenstrasse aus betrachtete. Ich hatte von je die gewaltige Wirkung der ernsten Mauermassen empfunden und hatte mich, als ich aus der Fremde nach Hause kam, über den wirkungsvollen Kontrast gefreut zwischen der ragenden Masse der Kirche und dem niedrigen breitgelagerten Schulhaus unten in der Ferne am Fuss des Kirchenhügels. Kuehl hat uns diese Partie für unsere Sammlung von Bildern aus Hamburg in einem schönen Pastell festgehalten.

Nun wurde das Schulhaus abgerissen, und ich nahm als selbstverständlich an, dass ein hohes gotisches Haus an seine Stelle treten würde mit unzähligen schmalen kleinen Fenstern, mit zahllosen Spitzen und Giebeln, mit violettem Schieferdach und mit überall verteilten kleinen Flecken und Streifen von glasierten Ziegeln. Dass es so kommen würde, nahm ich in Hamburg als sicher an. Denn bei uns hat jeder

die Freiheit, jeden schönen Fleck durch ein unpassendes, wie ein schlechter Witz wirkendes Gebäude zu verschänden. Es ist noch gar nicht das Gefühl entwickelt, dass die Schönheit unserer Stadt etwas Heiliges sein sollte, dass ein Bürger, der aus Eigennutz oder Albernheit das Antlitz der Heimat verunstaltet, ich möchte sagen, mit Vitriol begiesst, wie wir es alle Tage erleben, ein Verbrechen begeht. Dass ein gotisches Haus auf dem Platze des abgerissenen Schulhauses erbaut werden würde, nahm ich deshalb an, weil es an dieser Stelle und mit dem entsetzlichen gelben Zinshaus auf der gegenüberliegenden Ecke zusammen am unvorteilhaftesten wirken musste.

Wer mit solchen Voraussetzungen jetzt zum erstenmale die Stelle besucht, wird eine freudige Ueberraschung erleben, denn das neue vom Architekten Faulwasser erbaute Seniorat erhebt sich im Stil der alten Hamburger »Sonninschen« Häuser.

Möchte es Nachfolge finden!

Vielleicht wird man, wo es der Hausfrau zugemutet werden kann, auch die weissen Fensterrahmen wieder einführen, die solch eine rote Backsteinfassade erst recht lebendig machen, und man wird sich bei dem Sandsteinportal nicht an die Rokokoformen gebunden erachten, deren freie, spielende Beherrschung heute von keinem Bildhauer erwartet oder verlangt werden kann. Die massige Backsteinwand verträgt sich mit jedem Stil des Portals.

ALFRED LICHTWARK





CHRISTUS ALS SCHMERZENSMANN

VON

MEISTER FRANCKE, HAMBURG 1424

UNTERHALTUNG MIT EINER OBERKLASSE DES PAULSENSTIFTS

Das Bild, das hier vor euch steht, ist das älteste grosse Kunstwerk, das wir aus Hamburg kennen. Es ist beinahe fünfhundert Jahre alt und gehört zu den bedeutendsten Gemälden, die die hamburgische Galerie aus älterer oder neuerer Zeit besitzt. — Wen stellt es dar?

Christus.

Nach welchem Ereignis stellt es ihn dar?

Nach der Kreuzigung, man sieht die Wunden.

Welche Momente nach der Kreuzigung habt ihr schon im Bilde gesehen?

Die Kreuzabnahme, die Grablegung, Christus als Gärtner, die Auferstehung, den Gang nach Emmaus.

Auch die Höllenfahrt gehört dahin, die in unserer alten Kunst regelmässig geschildert wurde. Gehört dies Christus-Bild des alten hamburgischen Meisters in die Reihe der eben aufgeführten Stoffe?

Nein.

Denkt ihn sich der Künstler lebend oder gestorben?

Lebend, die Augen sind nicht geschlossen, das Antlitz ist schmerzlich bewegt.

Dann gebt mir kurz den Inhalt des Bildes an.

Christus, von Engeln umgeben, weist seine Wundenmale.

Ihr habt schon gesehen, dass kein Moment aus der Passionsgeschichte vor oder nach der Kreuzigung dargestellt ist. Wie haben wir die Absicht des Künstlers zu verstehen?

Er will schildern, was Christus für uns gelitten hat.

Zu welchem Zwecke?

Um uns daran zu erinnern.

Diese Schilderung des Heilands kommt in der katholischen Zeit oft vor. Sie hat auch einen Namen, den ihr wohl vom Schild auf dem Bilde kennt.

Christus als Schmerzensmann.

Zuweilen sagt man auch nur: Der Schmerzensmann. Nicht immer sind die Engel dabei. Es kommt auch vor, dass Christus nicht als lebend gedacht wird. Dann stützen weinende Engel den Leichnam des Herrn, oder Gott Vater selber hält ihn im Schoss. Hier ist die Photographie eines Gemäldes von Bellini in der berliner Galerie. Dürer hat uns den Schmerzensmann geschildert, wie er auf einem Stein sitzt, einsam und verlassen, allein mit seinen Schmerzen. — Wo habt ihr unsern Christus als Schmerzensmann früher gesehen?

In der Gemäldegalerie.

Hat der Künstler ihn um 1430 für die Gemäldegalerie seiner Vaterstadt gemalt?

Nein, es gab damals noch keine Galerie.

Wofür mag er ihn denn gemalt haben?

Für die Petrikirche.

Das schliesst ihr aus der Angabe auf dem Schilde, die Petrikirche hat uns das Bild überlassen. Wie kommt es, dass sie ein so altes Bild besass? Sie ist doch 1842 abgebrannt? Ihr könnt es nicht wissen. Als sie in Gefahr schwebte, haben hamburgische Künstler unter Lebensgefahr aus der Kirche gerettet, was sie konnten, Otto Speckter und die Gebrüder Gensler als die

eifrigsten. Aber die Petrikirche hatte das Bild damals noch nicht sehr lange. Vorher war es im hamburger Dom. Ist der auch mit abgebrannt?

Nein, er wurde abgebrochen.

Wann? — 1806. Der Dom war ganz voll von Kunstwerken. Man hätte ein ganzes Museum damit füllen können. Sie wurden verschenkt, verschleudert oder vernichtet. Würde man heute den Dom abbrechen? Würde man die Kunstwerke heute verkommen lassen? — Es ist ein Wunder, dass der Christus gerettet wurde. Ich glaube zu wissen, weshalb man dies Werk geschont hat. Weil es so schön war, hielt man es für das Werk eines Italieners, und davor hatte man Respekt. Der Deutsche hat die schlechte Eigenschaft, seinem Volke nicht viel Gutes zuzutrauen. Hätte man gewusst, dass dieses Bild deutschen oder gar hamburgischen Ursprungs wäre, man hätte es wohl mit allem andern umkommen lassen. Als 1829 die Johanniskirche, die in der Nähe der Bergstrasse stand, abgerissen wurde, befand sich eine Anzahl von Bildern desselben Künstlers darin, der den Schmerzensmann gemalt hat. Es war ein Altar mit vielen einzelnen Bildern. Diese Bilder, die nicht für italienische gehalten werden konnten, hat man damals verkauft. Sie gelangten in die Galerie zu Schwerin, und erst in diesem Jahre haben wir sie zurückerworben.

Wo mag das Bild im Dom gehangen haben?

Über einem Altar.

Und Priester in wundervollen golddurchwirkten Gewändern — wir finden einen solchen Stoff als Hintergrund auf dem Bilde — haben die Messe davor gelesen, Andächtige haben davor auf den Knieen gelegen und das Bild angebetet. — Ihr seht, wie viele Schicksale es durchgemacht hat, und dass es allein in unserm Jahrhundert zweimal nahe vor der Vernichtung war. Es ist dabei ein Wunder, dass es überhaupt bis auf unser Jahrhundert gekommen ist. Zu welcher früheren Zeit war wohl seine Existenz der grössten Gefahr ausgesetzt?

Zur Reformationszeit.

Was geschah damals in vielen Kirchen mit den katholischen Andachtsbildern?

Sie wurden zerstört.

Wie nennt man die Leute, die die Andachtsbilder zerstörten?

Bilderstürmer.

Weshalb wüteten sie gegen die Bilder? — Wo haben sie am wildesten gehaust?

In den Niederlanden.

Und wie stand es bei uns? — Bei uns hat man damals die Bilder in Ruhe gelassen. Unsere Bilderstürmer hausten zwischen 1800 und 1830.

Wer von euch kennt Lübeck? — Wie sieht es in den lübecker Kirchen aus?

Sie sind noch ganz voll alter Bilder aus katholischer Zeit.

Bei uns giebt es ausser der Petrikirche nur noch zwei Kirchen, die aus katholischer Zeit Bilder haben.

Die Katharinenkirche und die Jakobikirche. Sie sind nicht mit abgebrannt.

Aber ein so herrliches Bild wie dieses ist nicht darunter. Wir wollen es uns nun genau ansehen. Worauf richtet sich der Blick zuerst?

Auf das Haupt Christi.

Welchen Ausdruck hat das Antlitz?

Einen schmerzlichen Ausdruck.

Welche Teile des Antlitzes tragen diesen Ausdruck?

Mund und Augen.

Beschreibt mir den Mund.

Er ist ganz wenig geöffnet. Die Mundwinkel sind herabgezogen.

Ich will es einmal machen. Ist das richtig?

Nein, es ist zu stark.

Wie lässt sich die Bewegung der Mundwinkel auf dem Antlitz Christi genau bezeichnen?

Sie sind nur wenig herabgezogen.

Nur wenig — das sagt nicht viel. Ein anderes Wort.

Leicht, schwach.

Das alles giebt noch keine richtige Vorstellung. Wenn man von einer Bewegung, die das Auge empfindet, aussagen will, dass sie sehr zart ist, nimmt man gern einen Ausdruck, der sonst Wahrnehmungen des Ohres bezeichnet.

Leise. Die Mundwinkel sind leise herabgezogen.

Nun wollen wir die Augen ansehen.

Die Lider sind halb geschlossen.

Was bedeutet das?

Schmerz.

Wohin ist der Blick gerichtet?

Nach unten — ins Leere.

Welche Richtung wäre auch denkbar?

Nach oben oder auf den Beschauer.

Was seht ihr an den Augbrauen?

Sie sind in der Mitte emporgezogen.

Was mag das ausdrücken?

Schmerz.

Wenn der Blick nach oben gerichtet wäre, an wen würde sich Christus dann in diesem Moment wenden?

An Gott.

Welchen Eindruck würden wir davon erhalten? Stellt es euch einmal deutlich vor oder macht selber die Bewegung.

Den Eindruck der Klage.

An welches Wort und welche Situation würden wir denken?

An die Kreuzigung und an das Wort: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. — An das Gebet auf dem Ölberg.

Für den Christus, der der sündigen Menschheit als Schmerzensmann erscheint, würde das nicht passen. — Er könnte den Beschauer auch ansehen, dass er sich direkt getroffen fühlt. So haben spätere Künstler den Schmerzensmann auch wohl dargestellt. Hier würde es ein ganz auffallender Zug sein, der zu dem zarten, verhaltenen Charakter, zu der Vornehmheit nicht stimmen würde. Was thut die rechte Hand?

Sie zeigt auf die Seitenwunde.

Wenn ich das Bild nicht sähe, könnte ich nach diesem Ausdruck meinen, er machte wirklich die Gebärde des Zeigens. So.

(Die Kinder lächeln.) Das ist zu stark. Der Christus auf dem Bilde umschliesst die Wunde mit dem Daumen und dem Zeigefinger. Man sieht sie durch die Hand durch.

Und doch ist es richtig, dass er sie zeigt. Aber wie wirkt diese Art, die Wunde zu zeigen?

Zart.

Was will die Linke?

Sie weist die Nagelwunde.

Beschreibt einmal die Bewegung.

Die Hand ist leicht erhoben, die Finger sind im Schmerz gekrümmt, man sieht die Wunde mehr von der Seite.

Wie könnte die Wunde auch sonst gezeigt werden, dass man sie deutlicher sieht?

Wenn die Finger ausgestreckt und die Handfläche nach vorn gerichtet wäre.

Ich will es euch vormachen. — Wie würde das wirken?

Erschreckend.

Das ist richtig. Wenn der Künstler es gewollt hätte, so hätte er mit dem Christus als Schmerzensmann, der den Sünder strafend anblickt, auf seine Seitenwunde weist und das Nagelmal hinhält, gleich beim ersten Blick Furcht und Entsetzen erregen können. War das seine Absicht?

Nein.

Welche Stimmung erweckt er mit diesem Christus, dessen Geberden so zart und verhalten sind?

Andacht, Erschütterung, Mitleid.

Welchen Anblick könnte man länger ertragen, den des erschreckenden zornigen Christus oder den dieses milden, zurückhaltenden? — Welcher der beiden erfordert den tiefer empfindenden Künstler? — In der That ist im ganzen Norden unseres Vaterlandes um jene Zeit, soviel uns bekannt ist, kein edleres Christusbild geschaffen. Wie ist dieser Christus bekleidet?

Er trägt einen weissen Lendenschurz und über den Schultern einen weissen Mantel, von dem man aber nur die rote Unterseite sieht. Den Kopf umgiebt die Dornenkrone. Sie ist aus Rosenzweigen geflochten, man sieht es an den Stacheln.

An welchem Ort befindet sich dieser Christus?

Man kann es nicht erkennen. Den Hintergrund bildet ein prachtvoller Stoff, über seinem Haupt biegen ihn kleine Engel um, dass die Unterseite mit hellblauem Tuch wie ein Baldachin wirkt. Unten halten zwei kleine Engel einen bunten Stoff quer vor den Körper Christi.

Warum ist nicht dargestellt, ob wir uns Christus im Zimmer oder im Freien, im Himmel oder auf der Erde zu denken haben?

Der Schmerzensmann ist nur eine Vorstellung. Christus ist nirgend so erschienen.

Erzählt mir einmal von den Engeln.

Oben schweben drei, sie haben blaue Flügel. Unten schwebt einer an jeder Seite, der links hat rote, der rechts grüne Flügel.

Was fällt euch bei den Engeln auf?

Sie sind so klein.

Wie malen unsere Künstler sie?

Entweder als Erwachsene, dann sind sie so gross wie die Menschen, mit denen sie zusammen gemalt werden, oder als Kinder, dann sind sie so gross, wie Kinder auf dem Bilde sein müssten.

Als der alte Künstler lebte, fand man es nicht nötig. Man malte grosse Engel und ganz kleine Engel, als ob man Vögel malte, ohne an die Menschen zu denken, mit denen sie zusammenkamen. — Was fällt euch sonst an den Engeln auf?

Die bunten Flügel.

Was für Flügel haben die Engel denn in Wirklichkeit?

Weisse.

Ist das sicher?

Nein, unsere Künstler malen sie so.

Warum?

Um ihre Reinheit zu bezeichnen.

Daran dachte der alte Künstler nicht. Er wollte sie so schön malen, wie er sie sich ausdenken konnte, darum gab er ihnen die herrlichen farbigen Flügel. So machten es damals alle Künstler. Manchmal nehmen sie die bunten Flügel der Papageien, manchmal Pfauenfedern. — Was tragen die beiden Engel unten?

Der links eine Lilie, der rechts ein flammendes Schwert.

Hat das etwas zu bedeuten? — Ihr wisst es wohl noch nicht. Diese beiden Symbole weisen auf den jüngsten Tag, wo Christus wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. Dann gingen nach der Vorstellung des Mittelalters von seinem Munde eine Lilie und ein Schwert aus, die Lilie nach rechts, wo die Guten sich vor dem Himmelsthor versammelten, das Schwert nach links, wo die Bösen in den Rachen der Hölle getrieben wurden. Warum hat der Künstler sie hier angebracht?

Er will den sündigen Menschen an das jüngste Gericht erinnern.

Das ist ein grossartiger Zug, der auf andern Darstellungen des Schmerzensmannes nicht vorkommt.

— Der Stoff des Hintergrundes — Tapete sagen die Kinder zunächst — wird genau betrachtet. Ebenso der unten vorgehaltene Stoff, beide sind nach wirklichen Prunkstoffen getreu kopiert. Der des Hintergrundes nach einem leidlich erhaltenen — die in Gold einbrochirten Löwen sind schon abgenutzt —

der unten nach einem verbrauchten. Auch die Lilie wird betrachtet, die sehr genau nach der Natur gezeichnet ist. Ihre Grösse ist nach dem Engel, der sie trägt, bemessen, nicht nach der Grösse Christi, dasselbe gilt vom Schwert. Warum sind sie nicht so gross, dass sie zu Christus passen? Diese Beobachtungen bereiten die Empfindung für die Einheit des Massstabes vor. Es scheint mir zweifelhaft, ob die abstrakte Formel gebraucht werden darf, ehe das Kind ein Bedürfnis empfindet, eine grössere Zahl von Einzelbeobachtungen zusammenzufassen. Ich bin auch noch nicht sicher, ob die Kinder imstande sind zu fühlen, dass der alte Künstler, von dem kalten Ton des Körpers ausgehend ein kaltes Rot des Mantels und im Stoff, den Flügeln und Gewändern der Engel oben lauter kalte Rot, Blau und Grün gewählt hat, während er unten warme Rot, Braun und Grün für die Flügel und die Gewänder der Engel verwendet.
Wie mag das Bild entstanden sein?

Die Priester am Dom haben es beim Künstler bestellt.

Für wen wollten sie es haben?

Für die Gläubigen.

Was für Menschen wohnten um 1430 in Hamburg?

Kaufleute, Handwerker, Schiffer.

Die Menschen waren nicht so gebildet wie heute. Sie hatten keine Zeitungen zum Morgenkaffee, sie hatten keine Bücher im Hause, denn Gutenberg war noch ein Kind und geschriebene Bücher waren selten und sehr teuer. Die meisten konnten nicht lesen. Aber sie hörten so gern, was ihnen erzählt wurde, wie Kinder, die noch nicht lesen können, Märchen hören, und sie beobachteten viel aufmerksamer als die Menschen, die viel lesen. Die Priester mussten ihnen alles von Christus und den Heiligen erzählen. Menschen, die nicht lesen können, besehen Bilder viel hingebender als wir. Sie lesen aus Bildern alles heraus. Ein Bild kann sie erschüttern. Ich hörte von einem Dienstmädchen erzählen, das nicht lesen konnte — es stammte aus einer Gegend, wo auf dem Lande nicht jeder es lernte. Ihre Herrschaft traf sie eines Tages knieend und in Thränen aufgelöst vor dem Ofen im Kinderzimmer, und als sie gefragt wurde, wies sie schluchzend auf das Medaillon über der Ofenthür, auf dem sie die heilige Genovefa mit Schmerzensreich und der Hirschkuh erkannt hatte. Die traurige Legende hatte sie in der Schule gelernt, und als sie das Bild auf dem Ofen erkannt hatte, war sie erschüttert davor auf die Knie gesunken.

Euch kommt das komisch vor, aber es ist ein sehr ernstes und sehr lehrreiches Ereignis. Solche einfache Menschen, die nicht lesen konnten und sehr stark empfanden, haben einst weinend vor diesem Bilde auf den Knieen gelegen. Für solche Seelen hat der grosse Künstler es gemalt. Und weil er selber ein Mensch von tiefer und zarter Empfindung war, so ergreift sein Werk uns heute noch, nachdem sein Leib und die Leiber der Menschen, für deren Erbauung er das Bild gemalt hatte, seit Jahrhunderten zu Staub und Asche geworden sind.

ALFRED LICHTWARK





PUBLIKATIONEN DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

Unter den Publikationen des letzten Jahres nimmt Dürers Marienleben die erste Stelle ein.

Auf Anregung von Fräulein Marie Woermann trat ein Komitee von Kunstfreundinnen zusammen, die die erheblichen Mittel für die Herstellung der Auflage beschafft haben. Fräulein Marie Woermann, Frau Dr. Engel-Reimers und Frau Marie Zacharias haben als Vertreterinnen die Vorrede des Werkes unterschrieben, dessen Einleitung dem Direktor der Kunsthalle übertragen wurde. Es erschien eine grosse vollständige Ausgabe und eine zweite ohne Text und in Auswahl für Schulen und Vorlesungen.

Der Wunsch der Gesellschaft, die Werke unserer alten deutschen Grossmeister in vorzüglichen Ausgaben neben den Klassikern unserer Litteratur und Musik in jedem hamburger Hause zu sehen, hat sich als erfüllbar erwiesen, denn die Nachfrage war über Erwarten gross. Den bisher erschienenen beiden Werken, Holbeins Bildern des Todes, herausgegeben durch eine Stiftung der Herren Generalkonsul Behrens und Theodor Behrens und dem Marienleben werden sich in den nächsten Jahren andere Werke von Schongauer, Dürer und Holbein anschliessen, und hoffentlich auch mit der Zeit gute Reproduktionen der Hauptwerke der grossen Holländer des siebzehnten Jahrhunderts.

Die hamburgische Liebhaberbibliothek brachte Hagedorns Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Professor Köster in Leipzig und mit Buchschmuck versehen von den Mitgliedern der Gesellschaft. Die Vorrede wurde

unterschrieben von Frau Dr. Engel-Reimers, die sich der Mühe unterzogen hatte, die Herstellung der Holzschnitte zu leiten. Es dürfte das erste deutsche Buch sein, das von Dilettanten mit Buchschmuck versehen ist. Es gehörte sehr viel Hingebung und Ausdauer dazu, den Plan auszuführen, und vieles Einzelne ist wohl gelungen, wenn auch naturgemäss das Ganze noch etwas ungleich und unausgeglichen. Es mussten erst Erfahrungen gesammelt werden, und die folgenden Bände werden einheitlicher erscheinen. Es besteht der Plan, jetzt, wo eine Reihe von Kräften erwachsen ist, den Schmuck jedes Bandes in eine Hand zu legen.

Dies ist zuerst mit dem zu Weihnacht 1899 erscheinenden Familienbuch von Frau Emma Dina Hertz, geb. Beets: »Urgrosseltern Beets« geschehen. Eine Enkelin der Verstorbenen, Frau Dr. Warburg, geb. Hertz, hat sämtliche Kopfleisten und Schlussstücke in Anlehnung an den Inhalt gezeichnet.

Ausser diesen Werken und dem Jahrbuch sind vier kleinere Publikationen veröffentlicht. Drei davon sind den beiden grossen Todten der jüngsten Vergangenheit gewidmet: Bismarck — Unser Abschied von Bismarck von Professor B. Litzmann, Bismarck und das deutsche Volk von Professor A. Metz — und Brahms — Erinnerungen an Johannes Brahms von Julius Spengel.

Der Katalog der Ausstellung enthält einleitende Aufsätze über die Stiftung von Freunden des verstorbenen hamburgischen Kunstfreundes Herrn Friedrich Freiherrn von Westenholz, aus der die Westenholzblätter publiziert werden sollen, und über Buntpapiere.

ALFRED LICHTWARK





MITGLIEDERVERZEICHNIS DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

EHRENVORSITZENDER

Herr Senator Möring

EHRENMITGLIEDER

Fräulein Ebba Tesdorpf
Frau Marie Zacharias

VORSTAND

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz Meyer
Stellvertretende Vorsitzende:
Frau Marie Zacharias
Schriftführer:
Herr Landrichter Schiefler
Stellvertretender Schriftführer:
Herr Oberlehrer Hans Brauneck
Kassenführer:
Herr Dr. von Sydow

PRÜFUNGSKOMMISSION

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz Meyer
Mitglieder:
Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Marie Zacharias
Herr Professor Heilbut
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis



ORDENTLICHE MITGLIEDER

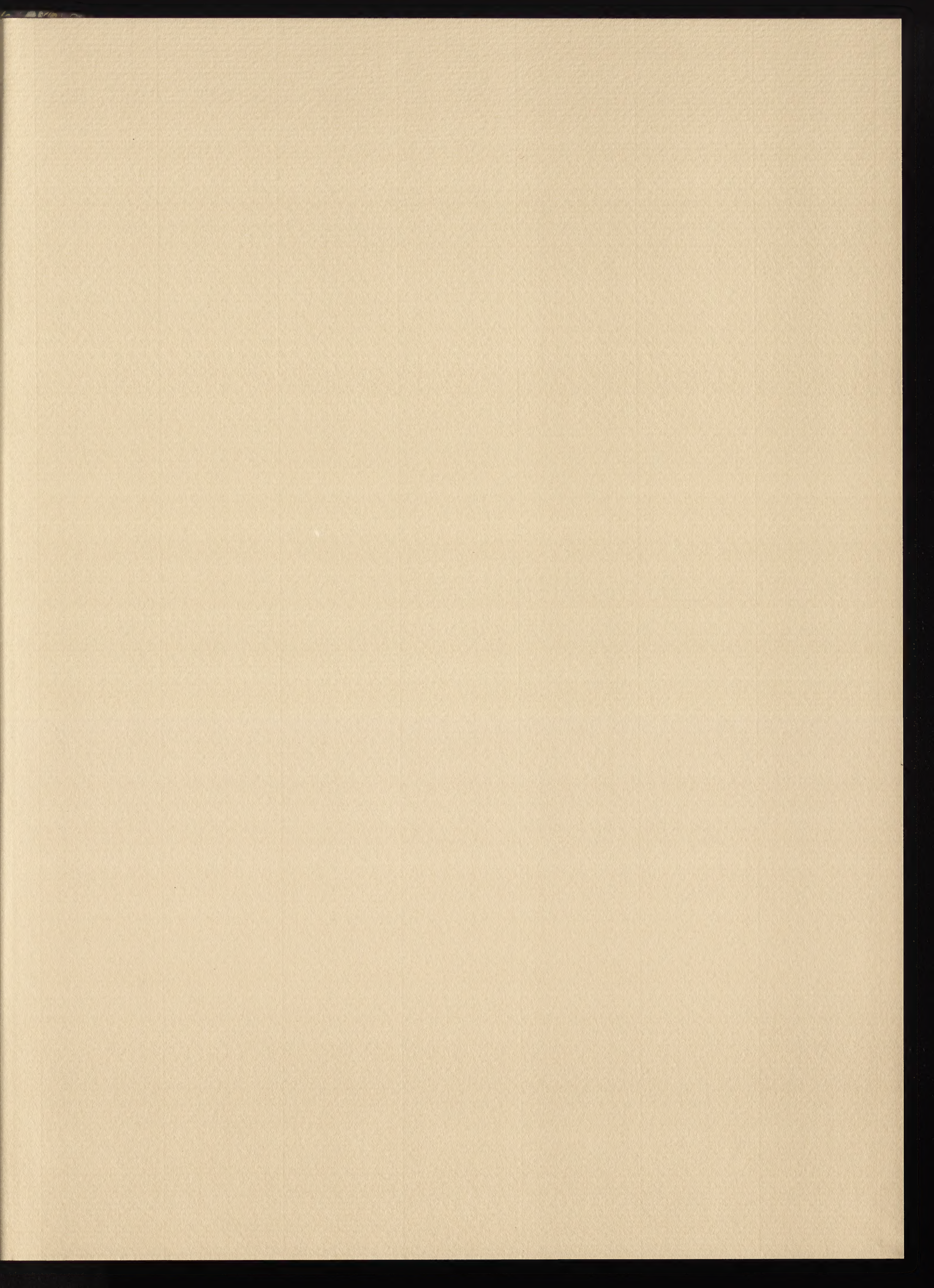
Frau Albers-Schönberg
Herr Carl Andresen, Blankenese
Herr Dr. Antoine-Feill sen.
Frau Senator Baur, Altona
Herr Generalkonsul Ed. Behrens
Herr Theodor Behrens
Herr Amtsrichter Blumenbach
Frau Generalkonsul Eduard Bohlen
Herr Oberleutnant v. Bose, Altona
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Otto Brandis
Frau Dr. G. T. Brandis
Fräulein Maria Brandis
Herr Oberlehrer Hans Brauneck
Frau Baronin v. Brockdorff, Annettenhöhe bei Schleswig
Herr Hauptmann Bronsart von Schellendorff, Altona
Fräulein Bodild Bronsart von Schellendorff
Fräulein A. Bülau
Fräulein M. Busse
Frau Constanze Donner
Fräulein Emma Droege
Frau Elmenhorst
Fräulein Meta Elmenhorst
Frau Dr. Engel-Reimers
Frau Dr. Ferber

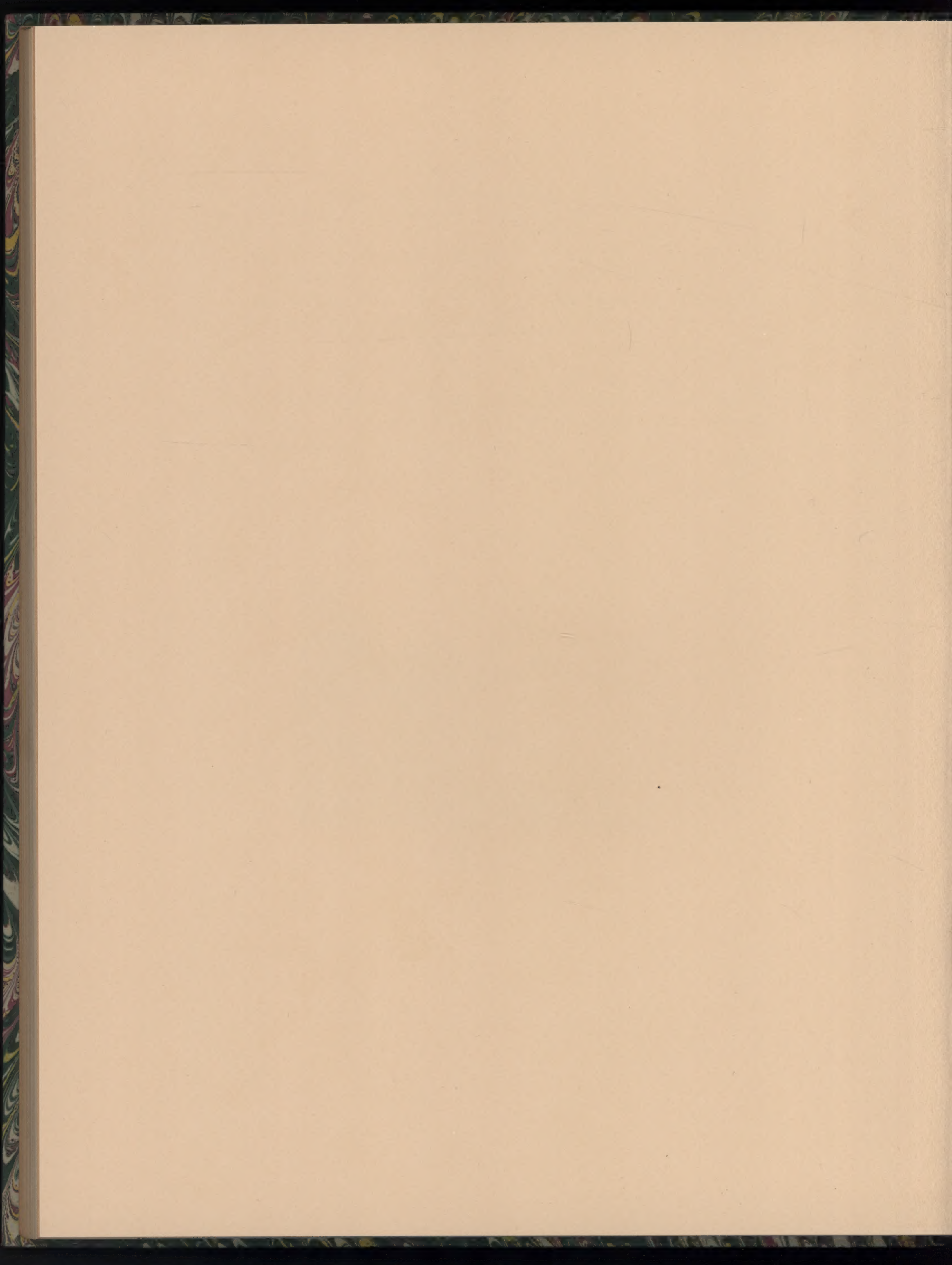
Fräulein Erna Ferber
Frau Professor Fritsch
Herr Dr. Fitzler
Frau Dr. Fitzler
Frau Dr. Glaeser
Herr Adolf Glüenstein
Herr Dr. Hallier
Herr Professor Heilbut
Fräulein Helene Heineken
Fräulein Nanna von der Hellen
Frau Dr. Rudolf Hertz
Herr Siegmund Hinrichsen, Präsident der Bürgerschaft
Fräulein Johanna Hirsch
Fräulein Marie Hirsch
Herr Dr. med. Jessen
Herr Heinrich Kaemmerer, Forsthaus Heimfelderholz b. Harburg
Herr Ernst Kalkmann
Fräulein Kaumann
Herr Harry Graf Kessler, Berlin
Frau M. Kochen, geb. Kaemmerer
Herr Amtsrichter Dr. Knauer
Fräulein M. Kortmann
Frau Oberst v. Krause
Frau R. C. Krogmann
Frau Dr. Kümmell
Frau Dr. Lehmann
Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Mary A. Loesener-Sloman
Herr Arnold Otto Meyer
Herr Ed. Lorenz Meyer
Frau Möring, geb. Tietjens
Herr Aug. W. F. Müller
Herr Pastor Nicolassen
Frau Pastor Nicolassen
Frau Dr. Oberg
Frau Toni O'Swald, geb. Haller
Herr Albrecht O'Swald
Frau Albrecht O'Swald
Frau Paquin
Die Patriotische Gesellschaft
Herr Hardesvogt Petersen in Lübeck
Frau Dr. Carl Petersen
Frau Fanny Pfennig, geb. Prell
Frau Marie Pontoppidan
Fräulein Emma Roosen
Herr Landrichter Schiefler
Fräulein Olga Schirlitz
Frau Dr. Max Schramm
Frau W. Schröder, geb. Siemssen
Herr Amtsrichter Dr. Seelig
Frau Dr. Seelig
Frau Manfred Semper
Frau Stockhausen
Fräulein Elisabeth Stoltz
Herr Dr. v. Sydow
Frau Dr. v. Sydow
Frau Oscar L. Tesdorpf
Herr Architekt Georg Thielen
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Thomsen
Frau Amélie Tietgens
Fräulein Teresa Thomählen
Frau Versmann, geb. Heldt
Herr Dr. Versmann
Fräulein M. Viol
Frau Gerta Warburg, Altona
Frau Dr. Warburg, geb. Hertz
Herr Konsul Ed. Weber

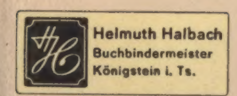
Herr Geh. Justizrat und Kammerherr von Wedderkop, Eutin
Fräulein Marie Woermann
Herr Landgerichtsdirektor Dr. Wulff
Frau Professor Zacharias
Frau Dr. Zacharias
Herr Baudirektor Zimmermann

Die Mitglieder der Gesellschaft werden auf einstimmigen Vorschlag der Prüfungskommission von den ordentlichen Mitgliedern gewählt; eine Meldung zur Aufnahme findet nicht statt.








Helmuth Halbach
Buchbindermeister
Königstein i. Ts.

